



Beilage zur Wochenzeitung

Das Parlament

12. Juli 2004

Aus Politik und Zeitgeschichte

3 Gerhard Hirschfeld

Der Erste Weltkrieg in der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung

13 Mark Connelly

„Never Such Innocence Again“
Großbritannien und das Jahr 1914

21 Laurence van Ypersele

Belgien im „Grande Guerre“

30 Aribert Reimann

Der Erste Weltkrieg – Urkatastrophe oder Katalysator?



Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.

Redaktion:

Dr. Katharina Belwe
Dr. Hans-Georg Golz
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Dr. Ludwig Watzal
Hans G. Bauer
Telefon: (0 18 88) 5 15-0

Internet:

www.bpb.de/publikationen/apuz
E-Mail: apuz@bpb.de

Druck:

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH,
60268 Frankfurt am Main

Vertrieb und Leserservice:

Die Vertriebsabteilung
der Wochenzeitung **Das Parlament**,
Frankenallee 71–81,
60327 Frankfurt am Main,
Telefon (0 69) 75 01-42 53,
Telefax (0 69) 75 01-45 02,
E-Mail: parlament@fsd.de,
nimmt entgegen:

- Nachforderungen der Beilage
Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung **Das Parlament**
einschließlich Beilage zum Preis
von Euro 9,57 vierteljährlich,
Jahresvorzugspreis Euro 34,90
einschließlich Mehrwertsteuer;
Kündigung drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammel-
mappen für die Beilage
zum Preis von Euro 3,58
zuzüglich Verpackungskosten,
Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen
in der Beilage

Aus Politik und Zeitgeschichte
stellen keine Meinungsäußerung
des Herausgebers dar;
sie dienen lediglich der
Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke
hergestellt werden.

ISSN 0479-611 X

Editorial

■ Mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs im „gewitterschwülen“ Sommer 1914 zerbrach die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Die Staats- und Gesellschaftsordnungen der kriegführenden Länder erfuhren revolutionäre Umwälzungen. In Großbritannien, Frankreich und Belgien ist noch heute vom „Großen Krieg“ die Rede. Neuartige Waffen wie Giftgas, Panzer, Bomberflugzeuge und Maschinengewehre forderten Millionen Opfer.

■ Der Anfang vom Ende der europäischen Dominanz in der Welt war eingeleitet. Die USA traten im April 1917 in den Krieg ein und stiegen zur Weltmacht auf. Nach der Oktoberrevolution begann der Aufbau des Sozialismus in der späteren Sowjetunion. In der Zwischenkriegszeit etablierten sich in Japan, Italien und in Deutschland Diktaturen. Das „Zeitalter der Extreme“ (Eric Hobsbawm) hatte seine Protagonisten geboren.

■ Seit Fritz Fischers Buch „Griff nach der Weltmacht“, das 1961 den ersten Historikerstreit der Bundesrepublik auslöste, ist die deutsche Verantwortung für den Beginn des Ersten Weltkriegs erwiesen. Zwar hatten alle Großmächte die Eskalation sehenden Auges hingesehen. Aber das Deutsche Reich schürte in der Julikrise nach dem Attentat von Sarajewo den Konflikt und trieb Österreich-Ungarn in den Krieg mit Serbien. Der Wunsch Kaiser Wilhelms II., ungehindert von den anderen Großmächten „Weltpolitik“ betreiben zu können, schien sich zu erfüllen.

■ Der Erste Weltkrieg, den George F. Kennan „the great seminal catastrophe“ des Jahrhunderts nannte, barg den Samen („semen“) des zweiten, noch fürchterlicheren globalen Krieges bereits in sich. Denn in der deutschen Geschichte führt eine direkte Linie von der Dolchstoßlegende und dem 1919 „oktroierten“ Friedensvertrag von Versailles zum chauvinistischen Wahn der Nationalsozialisten, in dem die verachtete Republik schließlich versank.

■ 90 Jahre nach dem Kriegsbeginn am 1. August 1914 gibt es keine Zeitzeugen mehr. Statt dessen lässt sich anhand von Alltagsdokumenten die kollektive Erfahrung rekonstruieren: Feldpostbriefe, Tagebücher, Fotoalben künden vom Grauen des Massenschlachts. Noch bis August 2004 ist im Deutschen Historischen Museum in Berlin eine Weltkriegsausstellung mit dem Untertitel „Ereignis und Erinnerung“ zu sehen. Die Exponate lassen erschauern: der Feldlazarettbaukasten als Kinderspielzeug, die Holzfigur eines betenden Soldaten, das festliche Abendkleid neben Beinprothesen. Wahnwitzig erscheint der jüngst von Michael Jürgs popularisierte, in Großbritannien schon lange zum nationalen Gedächtnis gehörende lokale „Weihnachtsfrieden“ im ersten Winter an der Westfront. Deutsche, Briten und Franzosen ließen spontan die Waffen ruhen und „feierten“ gemeinsam im Niemandsland. Mittlerweile gibt es zwar weniger spektakuläre, aber mannigfache Belege für Meutereien, Desertionen und Streiks, die im Laufe des Krieges auf allen Seiten zunahmen. Auch das von den nationalen Historiographien transportierte Klischee einer allgemeinen Kriegsbegeisterung 1914 muss revidiert werden.

■ Die Forschung befindet sich auf dem Weg zu einer „Europäischen Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs“. Dabei sollten Ansätze einer interdisziplinären Alltags- und Mentalitätsgeschichte mit den traditionellen Forschungsthemen der Politikgeschichte verknüpft werden. Auch die lange „vergessenen“ Kriegsschauplätze in Ost- und Südosteuropa rücken in den Blickpunkt. Die EU-Erweiterung begünstigt die Entwicklung eines gesamt-europäischen Geschichtsbewusstseins: Viele Mitgliedsländer der EU sind nach der Auflösung des Habsburgischen, des Osmanischen und des Zarenreiches nach Kriegsende entstanden. Polen erlangte damals seine staatliche Souveränität wieder.

Hans-Georg Golz ■

Der Erste Weltkrieg in der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung

Anfang August 2004 jährt sich der Beginn des Ersten Weltkriegs zum neunzigsten Mal. Das historische Interesse an der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) ist unverändert groß. Neue oder wieder aufgelegte Bücher, Zeitungsartikel und Magazinserien, Ausstellungen und Fernsehdokumentationen sowie eine steigende Zahl von Internetadressen deuten darauf hin, dass für Historiker, Journalisten, Ausstellungs- und Medienmacher die Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg noch lange nicht abgeschlossen ist.

Dass das sogar wachsende Interesse keineswegs nur medial aufbereiteten „Erinnerungsjahren“ geschuldet ist, darauf weisen steigende Besucherzahlen der einschlägigen Museen hin, so etwa das 1992 im nordfranzösischen Péronne an der Somme eröffnete, vorbildlich international konzipierte „Historial de la Grande Guerre“ oder die mit modernster musealer Technik inszenierte Dauerausstellung des Weltkriegsmuseums von Ypern (Belgien) „In Flanders Fields“. Für Belgier, Briten und Franzosen bleibt der Erste Weltkrieg im kollektiven Gedächtnis dieser Länder schon aufgrund der immens hohen Zahlen ihrer gefallenen, vermissten und verwundeten Soldaten stets der „Große Krieg“ („De Groote Oorlog“, „The Great War“, „La Grande Guerre“). Demgegenüber scheint in der Erinnerung der meisten Deutschen der Zweite Weltkrieg die Ereignisse des Ersten inzwischen überlagert zu haben – ähnlich wie das in Russland und anderen Ländern Ost- und Ostmitteleuropas der Fall ist, wo der „Große Vaterländische Krieg“ schon durch die unermessliche Zahl der Opfer die Erinnerung an den Ersten weit hin verdrängt hat. Inzwischen allerdings beginnt sich in Deutschland das „historische Gedächtnis“ beider Weltkriege zu verändern: Mit der zunehmenden Historisierung der Ereignisse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts werden beide Weltkriege stärker aufeinander bezogen und gemeinsam „erinnert“. Das von General Charles de Gaulle in seinem Londoner Exil geprägte, in den 1950er Jahren von Raymond Aron verwandte und jüngst von Hans-Ulrich Wehler aufgegriffene

Schlagwort vom „zweiten Dreißigjährigen Krieg“ 1914 bis 1945 macht die Runde.¹

Für die deutschen Historiker hatte der Erste Weltkrieg nie seine zentrale Rolle in der modernen deutschen und europäischen Geschichte verloren. Natürlich gab es Phasen unterschiedlicher Intensität bei der Beschäftigung der „Zunft“ mit diesem Krieg. Der Düsseldorfer Weltkriegsforscher Gerd Krumeich hat von einem historiographischen Paradigma gesprochen, das sich in der Regel etwa alle zehn Jahre verändert habe.² Man sollte hinzufügen, dass einige dieser Paradigmen entschieden länger bestanden haben, bevor sie durch andere ersetzt wurden, und bei anderen wiederum stellt sich der Eindruck ein, dass sie ihre historische Wirkungsmächtigkeit nach wie vor entfalten.

Die Weltkriegshistoriographie 1919 bis 1945

Die Geschichtsschreibung nach dem Ersten Weltkrieg war wie die historisch-politische Debatte in der Weimarer Republik vor allem durch die so genannte „Kriegsschuldfrage“ geprägt: Welches Land trug die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges? Zur berüchtigten „Dolchstoßlegende“ von Rechts gesellte sich bereits unmittelbar nach dem Ende des Krieges eine verhängnisvolle „Kriegsunschuldlegende“, an deren Zustandekommen auch Repräsentanten der linken und liberalen Parteien beteiligt waren. Die „Kriegsunschuldlegende“ sollte nach dem Willen zahlreicher Weimarer Demokraten als gleichsam emotionale Klammer für die auseinander strebenden politischen und gesellschaftlichen Kräfte der jungen Republik wirken. Damit erwies sich die Ableh-

1 Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949, München 2003², S. XIX, 985.

2 Gerd Krumeich, *Kriegsgeschichte im Wandel*, in: Gerhard Hirschfeld/ders./Irina Renz (Hrsg.), *„Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...“ Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, Frankfurt/M. 1996, S. 11.

nung des Friedensvertrages von Versailles (insbesondere die in Artikel 231 festgelegte Verantwortung für den Weltkrieg) einmal mehr als das einzige „emotional wirksame Integrationsmittel“ (Hagen Schulze), über das die Republik gebot. Der Kampf gegen die alliierte „Kriegsschuldflüge“ verhinderte aber zugleich den notwendigen historischen Bruch mit der Vergangenheit und trug entscheidend zur politischen wie zur „moralischen Kontinuität“ (Heinrich-August Winkler) zwischen dem wilhelminischen Kaiserreich und der Weimarer Republik bei.³

Die von Seiten der Regierungen geforderte oder verantwortete Widerlegung der Versailler „Kriegsschuldflüge“ überschattete alle anderen historiographischen Fragen. Vor allem dem eigens eingerichteten Kriegsschuldreferat des Auswärtigen Amtes oblag die Aufgabe, wenn schon nicht die vollständige, so doch die relative Unschuld Deutschlands nachzuweisen. Überraschenderweise spielten Universitätshistoriker bei dieser „wissenschaftlichen“ Aufarbeitung der Kriegsschuldfrage nur eine untergeordnete Rolle. Zu der professoralen Minderheit, welche die Kampagne mittrug, gehörten die Tübinger bzw. Stuttgarter Historiker Dietrich Schäfer und Johannes Haller. Wengleich die meisten Historiker, die fast ausnahmslos einen so genannten „nationalen“ Standpunkt einnahmen, sich nach 1919 tagespolitisch abseits hielten, blieben doch die politischen Erfahrungen und der „Interpretationsrahmen“ (Christoph Cornelißen) des Ersten Weltkriegs prägend. Als engagierte Befürworter der Idee eines historischen deutschen Sonderwegs – selbst der „Vernunftrepublikaner“ Friedrich Meinecke sprach von der „Singularität des deutschen Problems“ – lehnte die Mehrheit der Historiker die Weimarer Republik als Ausdruck westlichen Staatsdenkens und aufgezwungener politischer Ideen ab. So wurde in vielerlei Hinsicht die 1914 begonnene Kriegsdebatte über „Kultur und Zivilisation“ fortgeführt. Was den Ausgang des Ersten Weltkriegs anging, so galt dieser als nicht abgeschlossene Vergangenheit.⁴

3 Vgl. Ulrich Heinemann, Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik, Göttingen 1987; Hagen Schulze, Weimar. Deutschland 1917–1933, Berlin 1994; Heinrich-August Winkler, Weimar 1918–1933, München 1993; Gerd Krumeich (Hrsg.), Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung, Essen 2001.

4 Vgl. Christoph Cornelißen, Politische Historiker und deutsche Kultur. Die Schriften und Reden von Georg von Below, Hermann Oncken und Gerhard Ritter im Ersten Weltkrieg, in: Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.), Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München 1996, S. 119–142; ders., Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20.

Weder in Deutschland noch in Frankreich oder Großbritannien fand der Erste Weltkrieg in den 1920er und 1930er Jahren eine historiographische Darstellung, die jenseits eng gefasster militärgeschichtlicher Fragestellungen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt hätte. Das lange Zeit – eigentlich bis in die 1960er Jahre – vorherrschende Thema blieb die unmittelbare Vorgeschichte des Krieges und die alles dominierende Frage nach den politischen Ursachen und Verantwortlichkeiten. Da das Verhalten der deutschen Regierung in der Julikrise 1914 im Nachhinein auch von den engagiertesten Verfechtern deutscher Unschuld als zumindest ungeschickt angesehen wurde, war die deutsche Geschichtswissenschaft bemüht, die gesamte Zeit „von Bismarck zum Weltkrieg“ (Erich Brandenburg) als „Vorgeschichte“ des Krieges darzustellen. Dabei suchte sie nachzuweisen, dass sich im Zeitalter des europäischen Imperialismus eine Mächtekonstellation herausgebildet habe, in der das spät erwachte, dann aber gleichsam riesenhaft wachsende Deutschland an der natürlichen Entfaltung seiner Kräfte gehindert worden sei. Deutschland habe sich vor 1914 – so die überwiegende Auffassung der deutschen Historiker – in einem Zustand notwendiger „Verteidigung“ nicht allein seiner Interessen, sondern geradezu seiner Existenz befunden. Immer wieder verwiesen sie darauf, dass diese gegen Deutschland gerichtete Konstellation auch in der Julikrise wirksam gewesen sei, symbolisiert etwa in dem Bemühen der späteren Kriegsgegner, die deutschen Anstrengungen zur „Lokalisierung“ des Konflikts auf einen „Kleinkrieg“ Österreich-Ungarns gegen Serbien zu hintertreiben.⁵

Die vom Reichsarchiv zwischen 1925 und 1944 erarbeitete kriegsgeschichtliche Bilanz „Der Weltkrieg 1914–1918“ stand ganz in der Tradition preußischer Generalstabswerke des 19. Jahrhunderts. Sie war geprägt vom Bemühen, die „Ehre des deutschen Heeres“ (bzw. seiner Generalität) zu wahren und sie gegen jegliche „zivilistische“ Kritik abzuschirmen. Die letzten beiden Bände wurden elf Jahre nach dem Ende des Zweiten

Jahrhundert, Düsseldorf 2001; Ernst Schulin, Weltkriegserfahrung und Historikerreaktion, in: ders./Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen (Hrsg.), Geschichtsdiskurs Bd. 4: Krisenbewusstsein, Katastrophenerfahrung und Innovation 1880–1945, Frankfurt/M. 1997, S. 165–188, vgl. jetzt auch Klaus Große Kracht, Kriegsschuldfrage und zeithistorische Forschung in Deutschland, in: Internetportal Erster Weltkrieg, www.erster-weltkrieg.clio-online.de.

5 Vgl. Erich Brandenburg, Von Bismarck zum Weltkrieg, Leipzig 1939; vgl. hierzu auch Gerd Krumeich/Gerhard Hirschfeld, Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg, in: dies./Irina Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2004², S. 304–315; K. Große Kracht (Anm. 4).

Weltkriegs, nun vom westdeutschen Bundesarchiv, veröffentlicht. Allerdings lassen sich beim militärgeschichtlichen „Weltkriegswerk“ durchaus innovative methodische Ansätze feststellen, etwa mit der Befragung von Zeitzeugen bei fehlenden Primärquellen.⁶

Auch die Historiker der „Siegermächte“ unternahmen zunächst keinen Versuch, eine Gesamtdarstellung zu schreiben. Auch bei ihnen dominierte die „Generalstabshistoriographie“ (Markus Pöhlmann) sowie eine grundsätzliche Trennung von militärischer und politischer Geschichte. Dies gilt etwa für das große offizielle Werk des französischen Kriegsministeriums „Les armées françaises dans la Grande Guerre“, das von Aufbau und Struktur her verblüffende Ähnlichkeiten mit dem 14-bändigen „Weltkriegswerk“ des Reichsarchivs aufweist. Allerdings war die der französischen Darstellung zugrunde liegende Argumentation nicht annähernd so defensiv-militaristisch wie die der deutschen.⁷

Die auffällige Zurückhaltung hing mit der weit verbreiteten Scheu vieler Historiker vor der „Zeitgeschichte“ zusammen, die quellenmäßig noch weithin als ungesichert galt. Für die deutschen Historiker mag auch die Überzeugung ausschlaggebend gewesen sein, dass der Krieg mit dem Frieden von Versailles nicht aufgehört hatte. Angesichts der fortdauernden Auseinandersetzungen um die neuen nationalen Grenzen in Europa, unter dem Eindruck der Freikorpskämpfe im Baltikum und in Oberschlesien, der Rheinlandbesetzung und des „Kampfes um die Ruhr“ sowie geprägt von der in der Gesellschaft der Weimarer Republik vorhandenen allgemeinen Gewaltbereitschaft setzte sich „der Krieg in den Köpfen“ (Jost Dülffer) gleichsam als „Krieg nach dem Krieg“ fort.⁸ In den 1920er Jahren wurden die weit verbreiteten Studien französischer und angelsächsischer Historiker und Publizisten, welche die deutsche Kampagne gegen die Kriegsschuld untermauern sollten, von deutschen Regierungsstellen, vor allem vom Kriegsschuldreferat des Auswärtigen Amtes, finanziell unterstützt.⁹

6 Vgl. Markus Pöhlmann, *Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik: Der Erste Weltkrieg. Die amtliche deutsche Militärgeschichtsschreibung 1914–1956*, Paderborn 2002.

7 Vgl. G. Krumeich/G. Hirschfeld (Anm. 5), S. 307.

8 Jost Dülffer/Gerd Krumeich (Hrsg.), *Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918*, Essen 2002.

9 Vgl. Harry Elmer Barnes, *The Genesis of the World War*, New York 1926; Sidney B. Fay, *The Origins of the World War*, 2 Bde., New York 1929; Mathias Morhardt, *Die wahren Schuldigen. Die Beweise, das Verbrechen des gemeinen Rechts, das diplomatische Verbrechen*, Leipzig 1925; Ber-

Einen bemerkenswerten Kontrapunkt bildeten die bis heute von der Weltkriegsforschung weithin übersehenen Länderstudien der amerikanischen Stiftung Carnegie Endowment for International Peace. Auch wenn der wissenschaftliche Ertrag der in 18 nationalen Serien (von 1911 bis 1941) versammelten Studien sehr unterschiedlich ausfällt, so enthalten doch etliche der Forschungsarbeiten interessantes Material. Dies gilt für die Untersuchungen sowohl zu den ökonomischen Entwicklungen und staatlichen Maßnahmen während des Krieges wie zu den sozialen und mentalen Kriegsfolgen, beispielsweise Moritz Liepmanns wichtige Studie über „Krieg und Kriminalität in Deutschland“ von 1930.¹⁰

In den ersten Jahren der nationalsozialistischen Diktatur änderten viele deutsche Historiker nur ihre Fragestellung. Statt „Wer war für den Ausbruch verantwortlich?“ lautete nun das verbreitete Leitmotiv: „Was ging schief, und wie können wir verhindern, dass sich ähnliche Fehler künftig wiederholen?“ Auf der Basis historischer Stereotypen und gleichsam mythischer Beschwörungen von Schlachtenorten wie Tannenberg, Langemarck und Verdun vollzog sich die „Wehrhaftmachung“ der deutschen Geschichtsschreibung.¹¹ Die militärischen Siege über Belgien und Frankreich im Frühsommer 1940 wurden vom NS-Regime als das wahre Ende des Ersten Weltkriegs gefeiert, wobei sich die Führung der Zustimmung der meisten Deutschen sicher sein konnte. Selbst liberale und konservative Gegner des Regimes, so der Historiker Friedrich Meinecke, empfanden diese Siege als persönliche Genugtuung. In einem Brief an seinen Kollegen Siegfried Kaehler von Anfang Juli 1940 bekannte Meinecke: „Freude, Bewunderung und Stolz auf dieses Heer müssen zunächst auch für mich dominieren. Und Straßburgs Wiedergewinnung! Wie sollte einem da das Herz nicht schlagen.“¹²

Im Herbst 1940 fanden in Verdun und auf dem Soldatenfriedhof von Langemarck militärische Gedenkfeiern statt, die das Ende des Ersten Weltkriegs symbolisieren sollten. Bereits am 12. Juni 1940 war im „Völkischen Beobachter“ ein Bild

nadotte E. Schmitt, *The Coming of the War 1914*, 2 Bde., New York 1930.

10 Carnegie Endowment for International Peace (Hrsg.), *Summary of Organization and Work 1911–1941*, Washington, D.C. 1941.

11 Karen Schönwälder, *Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus*, Frankfurt/M. 1992; Peter Schöttler (Hrsg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft*, Frankfurt/M. 1997.

12 Ludwig Dehio/Walter Classen (Hrsg.), Friedrich Meinecke: *Ausgewählter Briefwechsel*, Stuttgart 1962, S. 364.

erschieden, auf dem ein Wehrmachtsoldat zu sehen war, der die Reichskriegsflagge (mit Hakenkreuz) in französischen Boden pflanzte. Darunter stand der Satz, den der Wehrmachtsoldat den imaginierten Kameraden des Ersten Weltkriegs zurief: „Und Ihr habt doch gesiegt.“¹³

Die Weltkriegshistoriographie nach 1945

Die westdeutsche Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg während der späten 1940er und in den 1950er Jahren knüpfte nahtlos an die Geschichtsdeutungen in der Weimarer Republik an. Neue Forschungen fanden so gut wie nicht statt; sie wurden auch nicht als notwendig empfunden. Stattdessen wurden ältere Interpretationen neu formuliert, die als Variationen des berühmten Lloyd-George-Verdikts gelten können: „All powers slithered over the brink into the boiling cauldron of war“, zumeist übersetzt: „Wir sind alle hineingeschlittert.“ Bereits die ersten Schriften der beiden bedeutendsten deutschen Historiker nach Kriegsende, Gerhard Ritters „Dämonie der Macht“ und Friedrich Meineckes „Deutsche Katastrophe“, wiesen jeden Gedanken an eine veränderte Sicht des Ersten Weltkriegs weit von sich.¹⁴ Beide bemühten die Erklärungsmuster der Zwischenkriegszeit zur Schuldfrage. Ritter beschwor die „militärisch-politische Zwangslage, die unsere Diplomatie im Moment der großen Weltkrise im Juli 1914 geradezu in Fesseln schlug“¹⁵. Mit ihrem nicht einmal unbedingt ideologisch motivierten Beharren auf Werten und Verfahren einer älteren Nationalgeschichtsschreibung verstellten sich diese Historiker nicht nur die Möglichkeit, überkommene Sichtweisen kritisch zu hinterfragen, sondern auch, die inzwischen sehr intensive Forschung des Auslands zum Ersten Weltkrieg einzu beziehen. Dies galt vor allem für das mit großer Akribie und feinsinniger Quellenkritik verfasste

13 Susanne Brandt, Bilder von der Zerstörung an der Westfront und die doppelte Verdrängung der Niederlage, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Dieter Langewiesche/Hans-Peter Ullmann (Hrsg.), Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1977, S. 439–454, hier S. 453.

14 Friedrich Meinecke, Die deutsche Katastrophe, Wiesbaden 1946; Gerhard Ritter, Die Dämonie der Macht, Stuttgart 1947 (umgearbeitete Fassung von Ritters Studie Machtstaat und Utopie, 1940).

15 Gerhard Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, Bd. 2, München 1960, S. 171; hierzu C. Cornelißen, Gerhard Ritter (Anm. 4), S. 595.

Werk zur Julikrise 1914 des italienischen Publizisten und Historikers Luigi Albertini „Le origine della guerra“ (ursprünglich 1942/43), dessen englische Übersetzung in den fünfziger Jahren von deutschen Historikern für kaum der Erörterung wert befunden wurde.¹⁶ Obwohl für Albertini alle europäischen Staatsmänner Verantwortung für den Ausbruch des Krieges trugen, sah er Deutschland doch als die treibende Kraft: Ohne den deutschen Druck in der Julikrise hätte sich Österreich-Ungarn niemals zum kriegerischen Vorgehen gegen Serbien entschlossen. Selbst die vorsichtig-kritische Position ihres Kollegen Ludwig Dehio, der bereits 1951 die „singuläre Dynamik“ des Deutschen Reiches und dessen Politik vor 1914 als ein sich ständig verschärfendes „Kriegsrisiko“ bezeichnet hatte, wurde von deutschen Historikern nicht wirklich aufgegriffen.¹⁷

Aus eben dieser „Burgsicherungs-Mentalität“ (Wolfgang Jäger) heraus erklärt sich auch die Heftigkeit der Reaktion auf Fritz Fischers Darstellung und seine Beurteilung der deutschen Verantwortung für den Kriegsausbruch, die dieser 1961 in seinem berühmten Buch „Griff nach der Weltmacht“ präsentierte. Die Fischer-Kontroverse wurde zum ersten „Historikertreit“ der deutschen Nachkriegsgeschichte; seine Auswirkungen gingen weit über die historische Zunft hinaus. Publizisten und Politiker, unter ihnen Bundeskanzler Ludwig Erhard und Verteidigungsminister Franz-Josef Strauß, aber auch große Teile des Bildungsbürgertums reagierten irritiert, teilweise auch aggressiv auf die von Fischer konstatierte Verantwortung der deutschen Eliten für den Kriegsausbruch. Die Reaktionen der meisten Historiker, insbesondere der älteren Generation, reichten von Ungläubigkeit und Schock bis hin zu offener Feindseligkeit.¹⁸ Der Doyen der westdeutschen Historiker, Gerhard Ritter, sprach den meisten seiner Kollegen aus dem Herzen, als er 1962 in einer Besprechung in der „Historischen Zeitschrift“ Fischer der „wissenschaftlichen und politischen Verantwortungslosigkeit“ zieh: „So vermag ich das Buch nicht

16 Vgl. Luigi Albertini, The Origins of the War of 1914, 3 Bde., London 1952–1957; hierzu auch G. Krumeich/G. Hirschfeld (Anm. 5), S. 309.

17 Vgl. Ludwig Dehio, Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert, München 1955.

18 Vgl. Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschlands 1914/18, Düsseldorf 1961; Wolfgang Jäger, Historische Forschung und politische Kultur in Deutschland. Die Debatte 1914–1980 über den Ausbruch des Ersten Weltkriegs, Göttingen 1984; Konrad H. Jarausch, Der nationale Tabubruch. Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik in der Fischer-Kontroverse, in: Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht (Hrsg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte, München 2003, S. 9–40.

ohne Traurigkeit aus der Hand zu legen: Traurigkeit und Sorge im Blick auf die kommende Generation.“¹⁹

Zu Recht ist betont worden, dass ohne Fritz Fischers Forschungen und die sich anschließenden deutschen wie internationalen Debatten die moderne Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg nicht nur einen anderen Verlauf genommen, sondern dass es sie in dieser Intensität nicht gegeben hätte. Fischers Thesen und Schlussfolgerungen, die er in einer Reihe von Punkten revidiert und ergänzt hat, stellen heute keine Herausforderung für die Geschichtswissenschaft mehr dar. An der erheblichen Verantwortung des Deutschen Reiches für den Kriegsausbruch zweifelt kaum noch ein seriöser Historiker, wie andererseits Fischers These von der Kontinuität der deutschen Eliten und Kriegsziele („von Wilhelm II. bis Hitler“) inzwischen entschieden und substantiellen Widerspruch erfahren hat. Zu ihrer Zeit halfen Fischers Arbeiten und die seiner Schüler dabei, die tradierte nationalkonservative Sicht einer deutschen „Kriegsunschuld“ zu überwinden und die Voraussetzungen für einen neuen Blick auf das Kaiserreich wie die Geschichte des Ersten Weltkriegs zu schaffen.²⁰ Für die ebenfalls seit den frühen 1960er Jahren bemerkenswert engagierte Forschung der DDR-Historiker zum Ersten Weltkrieg bildeten die Arbeiten Fischers lange Zeit gleichsam ein Gradmesser für die Beurteilung der „übrigen westdeutschen Forschung“, die fortan „nach ihrer Nähe oder Distanz zu Fischer beurteilt wurde“²¹.

Die Ironie der Fischer-Debatte lag darin, dass Fischer selbst den konventionellen methodischen Ansatz einer klassischen Politik- bzw. Diplomatengeschichte präsentierte. Seine Darlegungen basierten fast ausschließlich auf regierungsamtlichen und anderen offiziellen Quellen. Fischer lehnte es ab, die Erinnerungsliteratur zum Weltkrieg oder auch Autobiographien der Protago-

nisten als Primärquellen heranzuziehen. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragestellungen waren weitgehend ausgeklammert oder blieben den politischen Entscheidungen untergeordnet. Erst allmählich – gleichsam mit jeder Neuauflage seiner Weltkriegsstudien – erweiterte sich Fischers politik- und diplomatiegeschichtlicher Horizont durch die Einbeziehung sozioökonomischer Faktoren über die Ursachen des Krieges ebenso wie die von ihm propagierte Kontinuität zwischen dem wilhelminischen und dem nationalsozialistischen Deutschland. In dieser Hinsicht trug Fischer nicht wenig zum Theorem eines deutschen „Sonderwegs“ (insbesondere Bielefelder Provenienz) bei.²²

In den 1970er Jahren erschienen eine Reihe grundlegender Studien aus dem Umkreis der Hamburger Schule Fritz Fischers, aber auch von anderen Historikern, die verstärkt sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen aufgriffen. Naturgemäß stand die Organisation der Kriegswirtschaft im Zentrum, aber auch Ursache und Auswirkung der kriegsbedingten Inflation, der Beziehungen auf dem Arbeitssektor sowie allgemein die politischen und ökonomischen Verwerfungen innerhalb der deutschen Gesellschaft als Folge des Krieges.

Die beiden wichtigsten und zugleich einflussreichsten Arbeiten dieser Forschungsperiode waren die Arbeit des amerikanischen Historikers Gerald D. Feldman über „Army, Industry and Labor“ sowie Jürgen Kockas Studie über die deutsche „Klassengesellschaft im Krieg“. Insbesondere Kockas Anregung, die Ursachen der Novemberrevolution aus den gesellschaftlichen Verteilungskonflikten der Kriegsjahre zu erklären, stieß auf große Resonanz. Kockas Studie ist ein treffendes Beispiel für die in den 1970er Jahren dominante „historische Sozialwissenschaft“ mit ihrer vielleicht notwendigen Einseitigkeit in Bezug auf die von ihr aufgeworfenen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragen.²³

19 Gerhard Ritter, Eine neue Kriegsschuldthese? Zu Fritz Fischers Buch „Griff nach der Weltmacht“, in: Historische Zeitschrift, 194 (1962), S. 646–668.

20 Vgl. Wolfgang J. Mommsen, Der Große Krieg und die Historiker. Neue Wege der Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg, Essen 2002, S. 8f.; Helmut Böhme, „Primat“ und „Paradigma“. Zur Entwicklung einer bundesdeutschen Zeitgeschichtsschreibung am Beispiel des Ersten Weltkrieges, in: Hartmut Lehmann (Hrsg.), Historikerkontroversen, Göttingen 2000, S. 87–139.

21 Fritz Klein, Die Weltkriegsforschung der DDR, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg (Anm. 5), S. 316–319; Matthew Stibbe, The Fischer Controversy over German War Aims in the First World War and its Reception by East German Historians, 1961–1989, in: Historical Journal, 46 (2003), S. 649–668.

22 Zur deutschen Sonderwegsdebatte siehe Matthias Peter/Hans-Jürgen Schröder, Zeitgeschichtliche Kontroversen, in: dies. (Hrsg.), Einführung in das Studium der Zeitgeschichte, Paderborn 1994, S. 111–115; S. Baranowsky, Elbian landed elites and Germany's turn to Fascism: The „Sonderweg“ controversy revisited, in: European History Quarterly, 26 (1996), S. 209–240.

23 Vgl. Gerald D. Feldman, Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914–1918, Berlin-Bonn 1985 (Orig. 1966); Jürgen Kocka, Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918, Göttingen 1973; vgl. auch G. Krumeich (Anm. 2), S. 12f.

Die neue Weltkriegsforschung: Alltags- und Mentalitätsgeschichte

Seit Mitte der 1980er Jahre beobachten wir eine sehr unterschiedliche Herangehensweise der Historiker an die Geschichte des Ersten Weltkriegs. Es begann die Rückkehr des Individuums auf die historische Bühne und die Entdeckung des methodischen Ansatzes der so genannten „Alltagsgeschichte“. „Alltag“ ist kein exakter wissenschaftlicher Begriff, eher handelt es sich um einen „Sammelbegriff für unterschiedliche Formen und Annäherungen an die Alltagserfahrungen von Menschen“ (Detlev Peukert).²⁴ Die Vertreter des Konzepts der „Alltagsgeschichte“ sprachen von einem „radikalen Ansatz ohne theoretische und methodische Überfrachtung“. Nicht von ungefähr wurden sie von ihren Kritikern, darunter den Vertretern der historischen Sozialwissenschaften Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka, wegen ihres Verzichts auf eine explizite theoretische Fundierung als „Barfuß-Historiker“ bezeichnet, für die emotionale Hinwendung kritische Reflexion und Analyse ersetzen.²⁵ Für die Weltkriegsforscher war die Aneignung der Konzepte einer „Geschichte von unten“, wie die Alltagsgeschichte gern charakterisiert wird, aber nicht nur ein wissenschaftlicher Reflex auf eine methodische Neuorientierung eines Teils der Geschichtswissenschaft. Der damals einsetzende Paradigmenwechsel war das Ergebnis eines tief empfundenen Unbehagens mit bisher beschrittenen historiographischen Wegen: der Politik- und Diplomatiegeschichte mit ihrer Betonung der Rolle der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Eliten oder dem Ansatz der historischen Sozialwissenschaften, die sich mit ökonomischen und sozialen Strukturen beschäftigten, wobei das Individuum zumeist in einer abstrakten sozialen Gruppe oder Klasse verschwand.

Trotz der zweifellos vorhandenen Wertschätzung sozialhistorischer Konzepte und Ansätze lautete der Haupteinwand, den die Alltags- und Mentalitätshistoriker gegenüber einer reinen Strukturge-

24 Detlev Peukert, *Alltagsgeschichte – eine andere Perspektive*, in: ders., *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus*, Köln 1982, S. 21–26.

25 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Neoromantik und Pseudo-realismus in der neuen „Alltagsgeschichte“*, in: ders., *Preußen ist wieder chic. . . Politik und Polemik in zwanzig Essays*, Frankfurt/M. 1983, S. 99–106; Jürgen Kocka, *Kritik und Identität*, in: *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, (1986) 10, S. 890–897.

schichte erhoben, dass diese weithin eine „Geschichte des Krieges ohne den Krieg“ sei.²⁶ Sie sei nicht in der Lage, sich mit dem wichtigsten Gegenstand der Geschichte angemessen auseinanderzusetzen, dem Menschen, und sie habe einen zentralen Aspekt der menschlichen Existenz im Kriege vernachlässigt: das so genannte „Kriegserlebnis“. Nach eigenem Bekunden verstanden sich die Alltagshistoriker vor allem als Anwälte des gemeinen Soldaten. „Der Krieg des kleinen Mannes“ lautete der Titel eines Sammelbandes, den der Freiburger Militärhistoriker Wolfram Wette als „Militärgeschichte von unten“ 1992 veröffentlichte.²⁷ Wettes einführende Bemerkung, dass die etablierte Militärgeschichte sich bislang mit dem „kleinen Mann“ nicht ausreichend beschäftigt habe, mochte für die deutsche Militärgeschichte zutreffen, für die britischen oder französischen Historiker der Weltkriege konnte sie nicht gelten.

Besonders in Großbritannien bestand schon immer ein ausgeprägtes Interesse an dem unbekannteren Krieger, den „nur Gott kennt“ (wie es in Rudyard Kiplings Formulierung „known only unto God“ auf englischen Soldatengräbern eingemeißelt steht). Die Bedeutung des gemeinen Soldaten unterliegt zwar Schwankungen der historischen Konjunktur, doch in den Büchern von John Keegan, Denis Winter, Martin Middlebrook und Lyn Macdonald – um nur einige zu nennen – war die Figur des „Tommy Atkins“ – wie man den gemeinen Soldaten in Großbritannien zu nennen pflegt – stets vorhanden.²⁸ Eine ähnliche Tradition, die subjektiven Erfahrungshorizonte der einfachen Leute zu ermessen, existiert auch in Frankreich. Die beinahe klassisch zu nennende Dokumentensammlung „*Vie et mort des Français, 1914–1918*“ (zusammengestellt von André Ducasse, Jacques Meyer und Gabrielle Perreux) trägt nicht von ungefähr den Untertitel „*Simple histoire de la Grande Guerre*“.²⁹

Verglichen mit Großbritannien und Frankreich war das Interesse der deutschen Historiker am „kleinen

26 Hierzu G. Krumeich (Anm. 2), S. 14 f.

27 Wolfram Wette (Hrsg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München–Zürich 1992, S. 9–47.

28 Hierzu u. a. John Keegan, *The Face of Battle. A Study of Agincourt, Waterloo and the Somme*, London 1976; Denis Winter, *Death's Men. Soldiers of the Great War*, London 1978; Martin Middlebrook, *The First Day on the Somme*, London 1971; Lyn Macdonald, *They called it Passchendaele. The Story of Ypres and the Men who fought in it*, London 1978; dies., *1914–1918: Voices and Images of the Great War*, London 1988.

29 André Ducasse/Jacques Meyer/Gabrielle Perreux, *Vie et mort des Français, 1914–1918*, Paris 1962.

Mann“ (oder der „kleinen Frau“) nur wenig ausgeprägt. Die Quellenedition der deutsch-amerikanischen Historikerin Hanna Hafkesbrink, die diese 1948 unter dem Titel „Unknown Germany. An inner chronicle of the First World War based on letters and diaries“ veröffentlichte, blieb in Deutschland weithin unbekannt.³⁰ Drei Jahre nach dem Ende eines weiteren und für die Deutschen noch weitaus schrecklicheren Krieges konnte es kaum überraschen, dass kein deutscher Historiker von Hafkesbrinks Brief- und Tagebuchsammlung Notiz nahm – heute ist sie nahezu vergessen.

Mit dem Paradigmenwechsel in der Weltkriegsforschung hin zu einer Geschichte des Alltags im Krieg richtete sich das Interesse der Historiker verstärkt auf das „Kriegserlebnis“: Wie erlebten Menschen aller Schichten – die Soldaten an der Front wie auch Frauen, Männer und Kinder in der Heimat – den Krieg? Hat der Krieg neue soziale Gegensätze geschaffen, oder bestätigte er nur den bestehenden gesellschaftlichen Status? Was bedeutete die Trennung der Soldaten von ihren Familien? Welche Rollen wurden den Frauen innerhalb und außerhalb der Familie zugewiesen? Brachte der Krieg für sie – wie gerne behauptet wird – einen Zugewinn an gesellschaftlicher und politischer Emanzipation? Welches Bild von den Weltkriegsfeinden existierte in der Bevölkerung und welche Mechanismen zu seiner Stabilisierung waren notwendig? An welche Ereignisse erinnerten sich die Menschen nach 1918, und wie gingen sie mit dieser Erinnerung unter den Bedingungen der Nachkriegsgesellschaft um?

Diese Art des „Kriegserlebnisses“, die sowohl die Erfahrungen der Schützengräben als auch die der „Heimatfront“ darzustellen trachtete, hatte wenig mit jenem soldatischen Blick gemein, der vor allem die nationalistische Erinnerungsliteratur der Weimarer Zeit beherrscht hatte. Zwischen Ernst Jüngers Tagebuchbeschreibungen des „stahlgewitternden“ Krieges und seiner literarischen Schöpfung eines „Neuen Menschen“ (des kämpfenden Mannes) auf dem Schlachtfeld und der empirischen Rekonstruktion der Kriegswirklichkeit durch die Alltagshistoriker liegen Welten – einmal abgesehen von Jüngers radikal-ästhetischen und auch politischen Auffassungen. Die Mehrheit der Kriegsteilnehmer konnte sich wohl kaum mit dem von ihm propagierten Draufgängertum der

30 Hanna Hafkesbrink, *Unknown Germany. An inner chronicle of the First World War based on letters and diaries*, New Haven 1948; vgl. hierzu auch Christian Geinitz, *Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg*, Essen 1998, S. 11 f.

„Fürsten des Grabens mit den harten, entschlossenen Gesichtern (...) mit scharfen blutdürstigen Augen“ identifizieren, wie Jünger die Soldaten an der Westfront in seinem frühen Werk „In Stahlgewittern“ zu charakterisieren suchte.³¹ Jüngers heroische Deutung war eine „ideologische Verzerrung der tatsächlichen Abläufe und mehr noch der mentalen Dispositionen und der Motive“ der meisten Frontsoldaten.³²

Die zu Beginn des Krieges propagierten Ideale der individuellen Tapferkeit und des selbstlosen Einsatzes für das Vaterland wurden rasch obsolet; gefragt waren Leidensfähigkeit und Durchhaltevermögen unter widrigsten Verhältnissen. Der heldenhafte Kampf unter den Bedingungen des Stellungskriegs reduzierte sich auf die Erfahrung von Kälte, Schlamm und Nässe, auf das Ertragen von Ungeziefer und Krankheiten und die verzweifelten Versuche, dem Artillerie- und Schrapnellbeschuss zu entkommen. Angesichts des anonymen Massensterbens verlor der Tod des Einzelnen seine Sinnhaftigkeit, nicht nur deshalb, weil die Körper der Gefallenen häufig bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt waren.³³ Bemerkenswerterweise stellte gerade diese Vorstellung für die Soldaten häufig genug eine traumatische Perspektive dar. „Durch die Kugel zu sterben, scheint nicht schwer; dabei bleiben die Teile unseres Wesens unversehrt; aber zerrissen, in Stücke gehackt, zu Brei gestampft zu werden, ist eine Angst, die das Fleisch nicht ertragen kann“, so die Beschreibung der Todesstände auf dem Schlachtfeld durch einen Soldaten in einem Feldpostbrief an seine Familie.³⁴

Entscheidend für die Beschäftigung mit Kriegsalltag, Mentalitäten und den Erlebnissen der Menschen im Krieg war nicht zuletzt ein erweiterter Umgang mit den Quellen: mit Tagebüchern und Erinnerungen, mit Front- und Soldatenzeitungen, mit Bildern und Fotografien sowie vor allem mit den Kriegsbriefen, die in beide Richtungen zwischen der Front und der Heimat versandt wurden,

31 Ernst Jünger, *Tagebücher I. Der Erste Weltkrieg*, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 1, Stuttgart 1978, S. 9–300; hierzu Hans-Harald Müller, „Im Grunde erlebt jeder seinen eigenen Krieg“. Zur Bedeutung des Kriegserlebnisses im Frühwerk Ernst Jüngers, in: ders./Hasso Segeberg (Hrsg.), *Ernst Jünger im 20. Jahrhundert*, München 1995.

32 Wolfgang J. Mommsen, *Kriegsalltag und Kriegserlebnis im Ersten Weltkrieg*, in: *Militärgeschichtliche Zeitschrift*, 59 (2000), S. 125–138, hier S. 135.

33 Vgl. ebd., S. 128. Vgl. auch Tony Ashworth, *Trench Warfare 1914–1918*, London 1980.

34 Zit. von Klaus Latzel, *Die mißlungene Flucht vor dem Tod. Töten und Sterben vor und nach 1918*, in: Jörg Duppler/Gerhard P. Groß (Hrsg.), *Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, München 1999, S. 188.

der so genannten Feldpost. Vor allem die Entdeckung der Soldatenbriefe als einer bis vor kurzem noch weithin ungesicherten „populären“ Quelle erwies sich als wichtige Informationsgrundlage.³⁵ Feldpostbriefe, wie sie sich zu Tausenden in den Archiven des Londoner Imperial War Museums oder der Stuttgarter Bibliothek für Zeitgeschichte finden, stellen eine bedeutende Quelle für die „Erforschung der populären Kultur und der totalen Mobilisierung unter den Bedingungen industrieller Kriegführung“ dar, so Aribert Reimann, der einen aufschlussreichen Vergleich zwischen deutscher und britischer Feldpost unternommen hat.³⁶

Die Heranziehung privater Briefe zur Rekonstruktion des „Kriegsalltags“ (Peter Knoch) ist unerlässlich, um jene Menschen zum Sprechen zu bringen, die sonst stumm geblieben wären. Einfache Soldaten, Bauern, Arbeiter und Angestellte wurden im Krieg angehalten – die Soldaten in regelmäßigen Abständen durch die so genannte „Schreibstunde“ an der Front oder in der Etappe –, über ihre Erlebnisse Rechenschaft abzulegen. Natürlich gab es eine militärische Zensur, aber diese hatte auf die Art und Weise, wie Soldaten mit der Heimat kommunizierten, geringe Auswirkungen.³⁷ Für den Historiker gibt es vor allem methodische Probleme: Das offenkundige Unvermögen mancher Soldaten, sich angemessen zu artikulieren, oder aber die Absicht der Schreiber, ihren Familien den Horror des Krieges zu ersparen, zwingen dazu, „zwischen den Zeilen“ zu lesen. Entsprechende Dokumentationen existieren auch für das „Alltagsleben“ an der „Heimatfront“, so in den Briefen und Tagebuchaufzeichnungen von Ehefrauen und Kindern, die den Gatten und Vater über die Ereignisse daheim auf dem Laufenden halten wollten. Private Briefe sind – neben Tagebüchern, Fotos und Frontzeitungen – die wichtigsten Quellen für die neue historiographische Annäherung an die Alltagsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Ganz so neu allerdings sind derartige Dokumente keineswegs: Die zuerst 1916 publizierte Briefsammlung des Freiburger Germanistikprofessors Philipp Witkop, „Kriegsbriefe

35 Vgl. die Beiträge in Peter Knoch (Hrsg.), *Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung*, Stuttgart 1989; Klaus Latzel, *Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen*, 56 (1997), S. 1–30.

36 Aribert Reimann, *Der große Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs*, Essen 2000. *Anm. der Redaktion*: Vgl. auch den Beitrag von Aribert Reimann in diesem Heft.

37 Vgl. Bernd Ulrich, *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933*, Essen 1997, S. 78–105.

gefallener Studenten“, stieß nach 1928 sowohl in Deutschland als auch – dank zahlreicher Übersetzungen – im Ausland auf ein auflagenstarkes Echo.³⁸ Eine vergleichbare Sammlung entstand Ende der 1920er Jahre, vermutlich unter dem Eindruck der Witkopschen Edition, in Großbritannien (Sammlung Laurence Housman).³⁹

Auf dem Weg zu einer Kulturgeschichte des Ersten Weltkrieges

Die Vielfalt der Quellen und die offene Herangehensweise bei der Suche nach dem Alltagsleben im Krieg verweisen auf eine historiographische Tradition, die sich in Frankreich als „Annales-Schule“ etabliert hat. Obgleich die „histoire des mentalités“, wie sie von den Straßburger Historikern Marc Bloch und Lucien Febvre in den späten 1920er Jahren begründet wurde, über keine verbindliche Theorie verfügt, hat sie Wege aufgezeichnet, wie sich Mentalitäten, kollektive Wahrnehmungen und Erfahrungen „einer bestimmten Bevölkerungsgruppe zu einer bestimmten Zeit“, erforschen lassen.⁴⁰ Der Einfluss der Annales-Schule auf die französische Geschichtsschreibung ist evident: Marc Ferro, Guy Pedroncini, Antoine Prost, Jean-Jacques Becker, Stéphane Audoin-Rouzeau und Annette Becker sind zu dieser Tradition zu rechnen.⁴¹ Besonders J.-J. Beckers Studie über die Reaktionen der Franzosen auf den Kriegsbeginn evozierte starkes Interesse.⁴² In der

38 Die erste Ausgabe erschien als „Kriegsbriefe deutscher Studenten“ (Gotha 1916), die zweite (1918) und dritte (München 1928), stark veränderte Auflage dann unter dem bekannten Titel. 1942 betrug die Auflage 200 000 Exemplare. Hierzu Manfred Hettling/Michael Jeismann, *Der Weltkrieg als Epos*, Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: G. Hirschfeld u. a. (Anm. 2), S. 205–234.

39 Vgl. Laurence Housman, *War Letters of Fallen Englishmen*, London 1930; vgl. hierzu Neil Jakob, *Representation and commemoration of the Great War*, in: *Retrospect. Journal of the Irish History Students Association*, (2001).

40 Ulrich Raulff (Hrsg.), *Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse*, Berlin 1987; vgl. Volker Sellin, *Mentalität und Mentalitätsgeschichte*, in: *Historische Zeitschrift*, 241 (1985), S. 555–598.

41 Vgl. u. a. Marc Ferro, *La Grande Guerre 1914–1918*, Paris 1969; Guy Pedroncini, *Les mutineries de 1917*, Paris 1967; Antoine Prost, *Les anciennes combattants et la société française, 1914–1939*, 3 Bde., Paris 1977; Stéphane Audoin-Rouzeau, *A travers leurs journaux: 14–18. Les combattants des tranchées*, Paris 1986; Annette Becker, *La guerre et la ferveur*, Paris 1994.

42 Vgl. Jean-Jacques Becker, *1914. Comment les Français sont entrés dans la guerre*, Paris 1977; ders., *Les Français dans la Grande Guerre*, Paris 1980.

französischen Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg hat sich der Begriff einer Kulturgeschichte des Krieges („guerre et cultures“)⁴³ eingebürgert.

Der amerikanische Historiker Jay Winter unterstreicht den Einfluss der Annales-Schule auch für die britische Weltkriegsforschung. Er attestiert ihr, dass sie „zahlreiche Elemente der Kulturgeschichte des Großen Kriegs hervorgebracht“ habe.⁴⁴ Samuel Hynes’ faszinierende Untersuchung über die britische Kultur unter den Bedingungen des Weltkriegs („A War Imagined“) ist ein solches Beispiel.⁴⁵ Zugleich zeigt sich in der Arbeit von Hynes eine starke Ausrichtung an der literaturwissenschaftlich geprägten Erinnerungsforschung US-amerikanischer Forscher, deren berühmtestes Beispiel für die Zeit des Ersten Weltkriegs nach wie vor die Arbeit von Paul Fussell ist.⁴⁶

Deutsche Historiker griffen mentalitätsgeschichtliche Fragen zunächst nur zögerlich auf. Die erste Untersuchung über Kriegsmentalität, die eine traditionelle Sozialgeschichte und die neue Alltagsgeschichte mit ihrer „Sicht von unten“ verband, war Volker Ullrichs Buch über Hamburg im Ersten Weltkrieg mit dem seinerzeit fast provozierenden Titel „Kriegsalltag“.⁴⁷ Sein wichtigster Befund war, dass es kein homogenes, von euphorischen Stimmungen abhängiges „August-Erlebnis“ gegeben habe und dass die öffentliche Stimmung, zumal in den Arbeitervororten Hamburgs, während der ersten Kriegstage starken Schwankungen unterlag, die von örtlichen Gegebenheiten und schichtenspezifischen Bedingungen geprägt waren. Von Hurra-Patriotismus allerorten und einer generellen Kriegsbegeisterung könne keine Rede sein. Eine Reihe von Studien, die sich mit dem ländlichen Raum oder mit Grenzregionen des Reiches beschäftigten, bestätigen Ullrichs Erkenntnisse. Hierzu zählen Benjamin Ziemanns Darstellung der ländlichen Kriegererfahrungen in Bayern sowie Christian Geinitz’ äußerst konzise Studie über das so genannte „August-Erlebnis“ in der Universitätsstadt Freiburg im Breisgau. Ihre Befunde werden von dem in Berlin lebenden amerikanischen

Historiker Jeffrey Verhey bekräftigt, der die geradezu mythische Tiefenwirkung des „Geistes von 1914“ auf die politische Kultur der Nachkriegszeit betont.⁴⁸ Vielleicht lässt sich in der regionalgeschichtlichen Orientierung, in der Diskussion allgemeiner Thesen in einem überschaubaren geographischen Kontext, der zentrale Beitrag der deutschen Geschichtswissenschaft zur Historiographie des Ersten Weltkriegs erkennen.⁴⁹

Seit einigen Jahren haben die deutschen Historiker damit begonnen, sich mit der kulturellen Verarbeitung des Weltkrieges, seiner Gedächtnis- und Erinnerungsgeschichte, zu beschäftigen. Entscheidende Anstöße kamen von dem amerikanischen Historiker George L. Mosse, dessen Arbeiten zum „Kult der Gefallenen“ („Fallen Soldiers“) und zum „Mythos des Kriegererlebnisses“ starke Beachtung fanden.⁵⁰ Die Arbeiten von Reinhart Koselleck, Michael Jeismann, Susanne Brandt und Sabine Behrenbeck sind überzeugende Beispiele für eine Darstellung der sich in Deutschland nach Kriegsende vollziehenden Auseinandersetzung mit Symbolen von Massentod und Gewalterfahrung.⁵¹ Gleiches kann für die Dokumentation der intellektuellen und ästhetischen Verarbeitungen der Kriegererfahrungen durch Gelehrte, Schriftsteller und Künstler gelten, wo über den Kreis der Eliten hinaus nun auch weniger bedeutende, aber gleichwohl wirkungsmächtige Personen in Erscheinung genommen werden.⁵²

48 Vgl. Benjamin Ziemann, *Front und Heimat. Ländliche Kriegererfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923*, Essen 1997; C. Geinitz (Anm. 30); Jeffrey Verhey, *The Spirit of 1914. Militarism, Myth, and Mobilization in Germany*, Cambridge 2000.

49 Siehe hierzu das sog. Baden-Württemberg-Projekt zum Ersten Weltkrieg, das (mit 17 Dissertationen) von 1992 bis 1996 an den Universitäten Freiburg und Tübingen sowie an der Bibliothek für Zeitgeschichte angesiedelt war. Eine Synthese findet sich in *Kriegererfahrungen* (Anm. 13); vgl. auch Gerd Krumeich, *Kriegsalltag vor Ort*, in: *Neue Politische Literatur*, 39 (1994), S. 187–202.

50 George L. Mosse, *Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars*, Oxford–New York 1990 (dt. Ausgabe: *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993); hierzu auch Jay Winter, *Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European cultural history*, Cambridge 1995.

51 Vgl. Reinhart Koselleck/Michael Jeismann (Hrsg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994; Sabine Behrenbeck, *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945*, Vierow 1996; Susanne Brandt, *Vom Kriegsschauplatz zum Gedächtnisraum. Die Westfront 1914–1940*, Baden-Baden 2000.

52 Vgl. Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.), *Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*, München 1996; einen detaillierten Nachweis bietet Helmut Fries, *Die große Katharsis. Der Erste*

43 Jean-Jacques Becker/Jay M. Winter/Gerd Krumeich/Annette Becker/Stéphane Audoin-Rouzeau (Hrsg.), *Guerre et cultures 1914–1918*, Paris 1994.

44 Jay Winter, *Catastrophe and Culture. Recent Trends in the Historiography of the First World War*, in: *Journal of Modern History*, 64 (1992), S. 525–532.

45 Samuel Hynes, *A War Imagined. The First World War and English Culture*, London 1990.

46 Vgl. Paul Fussell, *The Great War and Modern Memory*, Oxford 1975.

47 Volker Ullrich, *Kriegsalltag. Hamburg im Ersten Weltkrieg*, Köln 1982.

Im Umkreis des „Historial de la Grande Guerre“ in Péronne, dem derzeit aktivsten internationalen Forschungszentrum zum Ersten Weltkrieg, hat in jüngerer Zeit eine Forschungsrichtung Auftrieb erhalten, welche die im Weltkrieg häufig feststellbare „Kriegseschatologie“ als Konsequenz eines teilweise als „heilig“ aufgefassten „Kriegs der Kulturen“ betrachtet.⁵³

Die hier skizzierten Ansätze einer Alltags-, Mentalitäts- und Erinnerungsgeschichte gestatten es, sich auch um eher traditionelle Themen und historische Felder zu bemühen und diese mit aktuellen historiographischen Konzepten zu verbinden. Dies gilt beispielsweise für die vernachlässigte Strukturgeschichte, aber auch für die traditionelle Kriegs- und Militärgeschichte. Bedarf besteht nach wie vor an einer vergleichenden Betrachtung politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und mentaler Prozesse. Die von Jay Winter und Jean-Louis Robert auf den Weg gebrachten sozioökonomischen und demographischen Forschungen zu drei europäischen Hauptstädten kriegführender Staaten (London, Paris, Berlin) stellen ein beeindruckendes Zwischenergebnis dar.⁵⁴

Woran es der deutschen Weltkriegsforschung mangelt, ist ein allseits akzeptierter Begriff, der die vielfältigen Ansätze verbindet. „Kulturgeschichte des Krieges“ – dieser von angelsächsischen und

Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter, 2 Bde., Konstanz 1994 f.

53 Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker, 14–18: retrouver la guerre, Paris 2000.

54 Vgl. Jay Winter/Jean-Louis Robert (Hrsg.), *Capital Cities at War: Paris, London, Berlin, 1914–1919*, Cambridge 1997.

französischen Historikern adaptierte Terminus ist wegen seiner internationalen Konnotationen attraktiv, in der deutschen Diskussion wirft er aber Probleme auf: „Kulturgeschichte“ scheint historisch überfrachtet, die Wurzeln dieses Begriffs reichen tief in die deutsche Philosophie und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts zurück. Zudem weist „Kultur“ in Verbindung mit dem Ersten Weltkrieg auf die Ausbildung eines nationalen „Sonderwegsbewusstseins“ hin, das bereits vor 1914 alle Zeichen eines politischen und gesellschaftlichen Überlegenheitsanspruchs gegenüber anderen Nationen in sich barg.⁵⁵ Es bedurfte eines weiteren, noch schrecklicheren Krieges, um diese betont antiwestlich orientierte deutsche „Kultur“ obsolet werden zu lassen.

Kulturgeschichte des Krieges als ein gegenüber anderen Human- und Sozialwissenschaften offenes Konzept, wie es jüngst von Ute Daniel als Diskursangebot vorgestellt wurde,⁵⁶ hat dennoch alle Chancen, sowohl die Objekte, die historischen Themen, als auch die Subjekte, die methodische Selbstreflexion der Kulturgeschichtsschreibung, angemessen zu würdigen. Eine derart interdisziplinär forschende Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs bietet hierzu die besten Voraussetzungen.

55 Hierzu Kurt Sontheimer, *Ein deutscher „Sonderweg“?*, in: Werner Weidenfeld (Hrsg.), *Die Identität der Deutschen*, Bonn 1983, S. 324–335; Barbara Beßlich, *Wege in den „Kulturkrieg“*. Zivilisationskritik in Deutschland 1890–1914, Darmstadt 2000; Jürgen und Wolfgang von Ungern-Sternberg, *Der Aufruf „An die Kulturwelt“*. Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg (mit einer Dokumentation), Stuttgart 1996.

56 Vgl. Ute Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte*. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt/M. 2001.

Mark Connelly

„Never Such Innocence Again“

Großbritannien und das Jahr 1914

Der Sommer 1914, ja die gesamte Zeit der Herrschaft König Edwards II. (1901–1910) bzw. die ersten Jahre König Georgs V. bis zur britischen Kriegserklärung an das Deutsche Reich am 4. August 1914, werden von den Briten noch heute als Epoche entspannter Zufriedenheit identifiziert. In den zeitgenössischen Fotografien, die in Familienalben, populären Geschichtsbüchern und Museen zu besichtigen sind, begegnen uns Frieden, Stabilität und Selbstvertrauen – Zuschreibungen, die im heutigen Großbritannien offenbar sehr attraktiv sind.

Dieser Beitrag untersucht, warum jene Periode in Großbritannien bis heute weithin als „Goldenes Zeitalter“ gilt, und analysiert Mythen und Wirklichkeit Großbritanniens im Jahr 1914. Anhand verschiedenster Quellen, die hauptsächlich aus der Populärkultur stammen, soll dem Ursprung jener Sichtweisen auf 1914 nachgespürt werden, wie sie sich heute den Briten präsentieren. Diese Quellen sollen sodann den Sichtweisen von Historikern und anderen sachkundigen Kommentatoren gegenübergestellt werden, die diese Zeit gründlich erforscht haben.

Eine untergegangene Welt

Schon unmittelbar nach Kriegsende begann man in Großbritannien damit, sich eine Vorstellung von 1914 und der Vorkriegswelt zu erschaffen. „Nineteen-fourteen“ schien von 1918 aus gesehen nicht bloß vier Jahre, sondern Jahrhunderte zurückzuliegen, und es gewann rasch eine elegische Qualität. Werte und Kennzeichen jener untergegangenen Welt, bis in winzigste Details, wurden als für immer verloren betrauert. Eine Welt voll intensiver Schönheit und allgemein gültiger Wertvorstellungen war für immer zerstört worden.

Diese Wahrnehmung beherrschte viele Aspekte der britischen Kultur und tritt am deutlichsten in

der Kriegsliteratur der Jahre von 1920 bis 1939 zutage. Die Briten trauerten dem Frieden und der Sicherheit jener Vorkriegswelt hinterher, jenem verlorenen, ein bisschen altmodischen Paradies. Der Kulturhistoriker Modris Eksteins hat festgestellt, dass Deutschland 1914 in den Krieg zog, um etwas Neues zu schaffen und die Weltordnung zu verändern, während Großbritannien in den Krieg eintrat, um den Status quo zu erhalten.¹ Das Bewusstsein dafür, das sich der Status quo verändert hat, dass ehemalige Sicherheiten zerstört sind, ist in der britischen Nachkriegssehnsucht nach der Welt von 1914 überaus augenfällig.

Eine Schlüsselmetapher für diese alte Welt der Zufriedenheit und Stabilität ist das Wetter. Literatur, Hoch- und Populärkultur erweckten gemeinsam den überwältigenden Eindruck, dass es zwischen 1900 und 1914 selten regnete und fast nie Winter war. Lange, heiße Sommer kamen und gingen in schier endloser Folge. Goldene Sonnen brannten von blauen Himmeln, und der Sommer 1914 war der längste und schönste von allen. Er verkörperte Sicherheit und Vertrauen einer Welt, die von den Kanonen der Westfront für immer zerschmettert werden sollte.

Es lassen sich sehr leicht Belege für dieses Thema finden. Autobiografien, die zwischen 1920 und 1939 geschrieben wurden, betonen sehr häufig die besondere „Süße“ des Sommers 1914. Der berühmte Kriegsschriftsteller Siegfried Sassoon benutzte die Figur des George Sherston in seinen Memoiren als Vehikel. Der Band, der sich den Vorkriegsjahren widmet, heißt „Memoirs of a Fox-Hunting Man“, ein Loblied auf England und seine Dörfer, Wälder und Felder. Im Herbst und Winter widmete man sich der Fuchsjagd, und den Sommer symbolisierte das befriedigende Geräusch von Cricketschlägern, die auf perfektem Rasen gegen Lederbälle schlugen.

Wie Sassoon verbarg auch Henry Williamson seine Autobiografie unter der Maske eines Protagonisten: John Bullock. Dieser ist wie Williamson im

Übersetzung aus dem Englischen: Hans-Georg Goltz, Bonn.

¹ Vgl. Modris Eksteins, *The Rite of Spring. The Great War and the Birth of the Modern Age*, London 1989, S. 87.

August 1914 Angestellter in der City of London. Geradezu archetypisch für die Literatur jener Zeit wird die Kluft zwischen der sorgenfreien Welt des Friedens und Bullocks Schicksal deutlich: „The summer of 1914 arose over the streets of London like any of the five other City summers John Bullock had known since leaving school at the age of fourteen years. It was hot in the streets, from which arose the smell of solid-tired motor-buses and the dust-specks of horse traffic. One day towards the end of July John Bullock felt very pleased with life, for on the first of September he was going to cycle down to the seaside, and begin his yearly holiday of fourteen days, to which he looked forward, and saved up for, all the rest of the year. He would see the sun on the fields, and shining on the sea; he would hear band music at night under the moon, and perhaps meet a girl who would be as beautiful as the advertisement for the Face Cream he had cut out of a sixpenny magazine.“²

Auch Brigadegeneral F. P. Croziers autobiografische Skizze „A Brass Hat in No Man's Land“ (1930) betont den herrlichen Sommer von 1914 und den schrecklichen Kontrast zum August. Er formuliert die Ahnung, unmittelbar vor großen Veränderungen zu stehen, schon in der ersten Zeile des ersten Kapitels: „It is August. The sky is clear, with not a cloud to be seen. The world war is on us, mobilisation has begun.“³ Eine sehr ähnliche Stimmung findet sich in der Prosaliteratur. Wilfred Ewarts „The Way of Revelation“ (1921) enthält üppige Beschreibungen des Lebens in einem großen englischen Landhaus im Jahre 1914. Die Gewohnheiten und das Verhalten der Bewohner – unfähig zu Besorgnissen oder Aufregungen – schienen für immer fortzudauern. „Tell England“ (1922) von Ernest Raymond, ein ebenso wie „The Way of Revelation“ immens populäres Buch, erzählt die Geschichte zweier Schuljungen, deren Vorkriegsleben im Wesentlichen aus einer ausgedehnten Partie Cricket unter besten Bedingungen zu bestehen schien.

Populärgeschichtliche Darstellungen waren für die nachträgliche Konstruktion einer idyllischen Vorkriegszeit besonders empfänglich. Von 1934 bis 1936 veröffentlichte George Newnes, ein besonders auf dem populären Markt tätiger Verleger, die wöchentlich erscheinende Sammlung „Twenty Years After. The Battlefields of 1914–18 Then and Now“, herausgegeben von Generalmajor Sir

2 H. Williamson, *The Patriot's Progress*, London 1930, S. 3 f.

3 F. P. Crozier, *A Brass Hat in No Man's Land*, London 1930, S. 5.

Ernest Swinton. Diese weit verbreitete Zeitschriftenserie veröffentlichte Beiträge zu jedem Aspekt des Krieges und stellte aktuellen Fotografien von den Schlachtfeldern jenen gegenüber, die während des Krieges gemacht worden waren. Das zweite Heft befasste sich mit dem Kriegsbeginn. Im Text hieß es: „It is one of the ironies of history that the Great War, which was to cost the belligerents ten million lives – ourselves over one million – should come to Britain on a Bank Holiday: a day on which a hard-working population seeks rest and recreation in the country and by the sea (. . .).“⁴

Für viele bedeutete der Kriegsbeginn nicht nur das Ende des Sommers, sondern auch das Ende aller Gewissheiten; er stellte einen Zeitbruch dar. Samuel Hynes schrieb über die Werke von T. S. Eliot, Ezra Pound, Virginia Woolf and D. H. Lawrence: „The version of history that they shared is the post-war version; it renders recent history as discontinuous and fragmented, civilization as ruined and the past as lost.“⁵ Viele andere empfanden dieselbe Entwurzelung, selbst wenn sie die politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Ansichten der modernen Schriftsteller nicht unbedingt teilten. Als Charles Ryder, die Hauptfigur in Evelyn Waugh's „*Brideshead Revisited*“, Anfang der zwanziger Jahre an die Universität Oxford kommt, bemerkt sein „Scout“ (die Oxforder Bezeichnung für die Person, die sein Studierzimmer reinigt), dass der Krieg alles verändert habe: „For Lunt, as for thousands of others, things could never be the same as they had been in 1914.“⁶ Dorothy L. Sayers schuf die Figur des Lord Peter Wimsey, ein aus dem Adel stammender Amateurdetektiv. Obwohl die Kriegserlebnisse an der Westfront seine Weltsicht fundamental verändert haben, ist er ein Mann mit altmodischen Wertvorstellungen geblieben.⁷ Sobald Wimsey seine ehemaligen Kameraden trifft, betonen diese stets, dass der Krieg alles verändert habe, und zwar für immer.

Und der Playboy Noël Coward, das *enfant terrible* mit konservativen Ansichten, zeichnete die Entschlossenheit vieler ehemaliger Militärangehöriger, ungeachtet der neuen Umstände hartnäckig an den Gebräuchen der Vorkriegsjahre festzuhalten, in seinem Theaterstück „*This Happy Breed*“

4 E. Swinton, *Twenty Years After. The Battlefields of 1914–18 Then and Now*, vol. 1, London 1936, S. 15.

5 Samuel Hynes, *A War Imagined: the First World War and English Culture*, London 1990, S. 348.

6 Evelyn Waugh, *Brideshead Revisited*, London 1945, S. 24.

7 Vgl. bes. Dorothy L. Sayers, *The Unpleasantness at the Bellona Club*, London 1928. In diesem Fall des Lord Wimsey scheint es so, dass der Mord während der zwei landesweiten Schweigeminuten während des Armistice Days geschehen ist.

auf treffende Weise nach. In einer Szene wird der Generalstreik von 1926 behandelt. Der ehemalige Soldat Frank Gibbons, die Hauptfigur des Stücks, ist der Regierungsorganisation beigetreten, welche die Versorgung aufrechterhalten soll, während sich sein Sohn den Streikenden angeschlossen hat. Als der Sohn zurückkehrt, kommt es zu einem Dialog, in dem Frank betont, wie groß seine Sehnsucht nach der verlorenen Normalität ist: „Frank: I belong to a generation of men, most of which aren't here any more, and we all did the same thing for the same reason, no matter what we thought about politics. Now all that's over and we're all going on as best we can as though nothing had happened. But as a matter of fact several things did happen and one of them was the country suddenly got tired, it's tired now. But the old girl's got stamina and don't you make any mistake about it and it's up to us ordinary people to keep things steady. That's your job, my son, and just you remember it, and the next time you slam out of the house without a word and never let your mother know where you are and worry her to death, I'll lather the living daylight out of you. Now cut along upstairs and get a bit of sleep.“⁸

Der Mythos vom „Great War“ nach 1945

Es ist kaum verwunderlich, dass sich die britische Alltags- und Populärkultur in den Zwischenkriegsjahren in der beschriebenen Weise entwickelt hat. Nicht wenige Kontinentaleuropäer dürften in ähnlicher Weise Sehnsucht nach einer Welt verspürt haben, die sicher, stabil und selbstbewusst erschien. Bemerkenswert ist jedoch, dass dieser Trend auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges anhielt. Die Vorstellung, 1914 habe sich als die entscheidende Wegmarke einer untergehenden Welt erwiesen, trat sogar noch deutlicher hervor. Auch nach 1945 wurde der goldene Sommer von 1914 hervorgehoben. Diese Sehnsucht nach 1914 und die nostalgische Faszination, die von diesem Datum ausgeht, hat sich von Ende der fünfziger Jahre an und bis in die sechziger Jahre hinein sogar noch verstärkt. Von 1945 bis zum Ende der fünfziger Jahre war, das kann nicht verwundern, der Zweite Weltkrieg das historische Ereignis, das den größten Einfluss auf die britische Kultur ausübte. Doch als Ende der fünfziger Jahre Großbri-

tanniens weltpolitischer Abstieg nicht mehr gelehnet werden konnte, begann man, nach den Wurzeln der Krankheiten zu suchen, die Großbritannien heimsuchten, und fand sie nicht selten im Ersten Weltkrieg, im „Great War“, wie er bis heute genannt wird. Vor 1914 war Großbritanniens imperiale Größe unantastbar; dann kam der Krieg und schwächte das Land, und davon hat es sich nie mehr erholt, lautete das verbreitete Urteil.

Das Buch, welches das fortbestehende Interesse am „Great War“ in Großbritannien am besten symbolisiert, wurde von einem Amerikaner verfasst. Leon Wolffs „In Flanders Fields. Passchendaele 1917“ wurde 1959 veröffentlicht. Es schildert mit vernichtenden Worten Feldmarschall Sir Douglas Haigs Offensive in Ypern 1917.⁹ In gut lesbarem, romanähnlichem Schreibstil präsentierte Wolff das britische Oberkommando als völlig inkompetent; es habe tapfere britische Soldaten in hoffnungslose Angriffe gegen gut befestigte deutsche Stellungen gehetzt. Den Erfolg des Buches hat Stanley Kubricks zwei Jahre zuvor erschiener Film „Paths of Glory“ befördert. Er basiert auf Humphrey Cobbs gleichnamigem Roman von 1935 und erhebt Anklage gegen die Eitelkeit und Arroganz des französischen Oberkommandos an der Westfront 1916. Die Geschichte dreht sich um einen Kriegsgerichtsprozess gegen Männer, denen Befehlsverweigerung vorgeworfen wird. Die Anklage ist eine Farce und soll allein der Entlastung des Generals dienen, der den aussichtslosen Angriff befohlen hatte. Als der Film in die Kinos kam, verursachte er in Frankreich einen Sturm der Entrüstung; das Verbot der öffentlichen Aufführung des Streifens war bis 1975 in Kraft.¹⁰

In den sechziger Jahren wuchs das öffentliche Interesse am Ersten Weltkrieg in Großbritannien weiter an. Charles Chilton, Produzent und Regisseur der BBC, schrieb ein Hörspiel, das auf Liedern britischer Soldaten beruhte. Das Stück war ein großer Erfolg und wurde umgehend von den namhaften Theaterregisseuren Joan Littlewood und Gerry Raffles rezipiert. Unter dem Titel „Oh! What a Lovely War“ erhielt ihr Musical größte Publizität und Popularität. Mit seinem satirischen Ton, der dem britischen Klassensystem mit Missfrauen begegnete und das Schicksal des einfachen Soldaten mit größtem Mitgefühl schilderte, schien „Oh! What a Lovely War“ die sozialen und kulturellen Konflikte bestens zu symbolisieren, die in

⁹ Vgl. Leon Wolff, *In Flanders Fields. Passchendaele 1917*, London 1959.

¹⁰ Vgl. Andrew Kelly, *Cinema and the Great War*, London 1997, S. 162–180.

⁸ Zit. nach: Raymond Mander/Joe Mitchenson (Hrsg.), Noel Coward: *Plays Four*, London 1979, S. 298.

den sechziger Jahren nicht nur in Großbritannien offen zutage getreten waren.¹¹ 1969 verfilmte Richard Attenborough das Stück. Der Streifen grenzt an Surrealismus, wird der Krieg doch als an der Küste spielendes, groteskes Unterhaltungsstück dargestellt.

Das Radio war Quelle für einen weiteren Film über den „Great War“. Joseph Loseys „King and Country“ beruht auf dem Hörspiel „Hamp“ und erzählt die Geschichte eines jungen Soldaten, der aufgrund des erlittenen Schocks und zermürbt von den Schrecken des Stellungskrieges die Schützengräben verlässt. Loseys Film kam 1964, zum 50. Jahrestag des Kriegsbeginns, in die Kinos und verdeutlichte, dass ein Kriegsgericht niemals zu Gunsten des einfachen Soldaten entscheidet. Gedankenlose Offiziere verurteilten den Unschuldigen zum Tod durch Erschießen.¹²

Das vielleicht wichtigste Ereignis des Jubiläumjahres 1964 war die monumentale, 26-teilige BBC-Fernsehserie „The Great War“. Sie wurde gemeinsam mit australischen und kanadischen Fernsehgesellschaften produziert und hatte eine immense Wirkung. Zunächst war die Serie auf BBC 2 ausgestrahlt worden, aber mit der Wiederholung im Hauptsender BBC 1 wurde bereits begonnen, bevor sie vollständig auf dem zweiten Kanal zu sehen gewesen war. Die BBC war überwältigt von der großen Resonanz, das belegen die umfangreichen Archivbestände mit den Zuschauerreaktionen.¹³

In den Jahren 1964 bis 1968 kam es zu einer ganzen Reihe von Erinnerungsveranstaltungen. Der „Great War“ stieß auf immer größeres Interesse. Doch statt eines revisionistischen Zugangs wurden in der Populärkultur auf faszinierende Weise die vorherrschenden Interpretationsmuster der zwanziger und dreißiger Jahre wiederholt. Die Idealisierung von 1914 wurde sogar noch stärker, und das mythologisierte Bilderbuchwetter der Vorkriegsjahre blieb die zentrale, kontinuierlich wiederholte Metapher. Attenboroughs Filmversion von „Oh! What a Lovely War“ beginnt mit einer

11 Zur Diskussion über „Oh! What a Lovely War“ vgl. Derek Paget, *Remembrance Play: Oh! What a Lovely War and History*, in: Tony Howard/John Stokes (Hrsg.), *Acts of War: the Representation of Military Conflict on the British Stage and Television Since 1945*, Aldershot 1996, S. 83–95.

12 Vgl. A. Kelly (Anm. 10), S. 162–180.

13 Vgl. dazu Mark Connelly, „The Great War, Part 13“: *The Devil is Coming*, in: *Historical Journal of Film, Radio and Television*, 22 (2002) 1, S. 21–28; vgl. auch J. A. Ramsden, „The Great War“: the making of the series, in: ebd., S. 7–20; Dan Todman, *The Reception of „The Great War“ in the 1960s*, in: ebd., S. 29–36; Stephen Badsey, „The Great War“ since The Great War, in: ebd., S. 37–46.

Szene am Strand von Brighton. Es ist sonnig und hell, und Familien sind im Sommerurlaub, mit allen Attributen einer Strandszene im England des frühen 20. Jahrhunderts: Viktorianische „bathing machines“ (Holzverschlüge auf Rädern, in denen man die Badekleidung anlegen konnte und während des Badens fremden Blicken verborgen blieb), lange gestreifte Badeanzüge, Strohhüte, blaue Blazer und Flanellhosen, Sandburgen mit Flagge. Dann wird der entfernte Klang einer Militärkapelle immer lauter, sie marschiert langsam die Strandpromenade entlang, gerät in den Blick; viele Leute schließen sich ihr an und marschieren zum Pier, wo ein beleuchtetes Schild die Gruppe begrüßt: „Welcome to ‚World War One‘“.

Der bekannte Kommentator des britischen Nationalcharakters, Alan Bennett, konstruierte in seinem bittersüßen Theaterstück „Forty Years On“ (1968) einen scharfen Kontrast zwischen der Welt vor und nach 1914. Das Stück spielt am letzten Arbeitstag eines Rektors einer kleineren Public School und schildert in Rückblenden dessen Leben. Bennett gelingt ein schwieriger Balanceakt zwischen der Satire über einen jetzt hoffnungslos altmodischen Rektor und dem tiefen und im Kern nostalgischen Nachtrauern eines bürgerlichen Wertesystems, das in den sechziger Jahren rasch im Schwinden begriffen war. In einer besonders bewegenden Szene denken die Protagonisten über die alte Welt nach. Hier ist ein längeres Zitat angebracht, weil es die Betonung der unbeschwerten Sommerwelt ebenso wie die Bedeutung des Wetters als Metapher für die verlorene nationale Gesundheit offenbart.

„Lectern: In those days it seemed the sun would always shine.

Nursie: Queen’s Weather we used to call it, when the old Queen [Victoria, M.C.] was still alive. And that was how it was all those years before the war.

Moggie: Then in 1914 it begins to rain and all through the war and after it never stops.

Headmaster: The war and everything that comes after grey and wet and misty and nasty.

Hugh: Never a fine day in the trenches was there.

Nursie: Rain on Armistice Day.

Moggie: Rain on the queues that wait for the Dole. [Arbeitslosenhilfe, M.C.]

Hugh: Rain on the wet tarmac as they search the empty sky waiting for an old man with a piece of paper. [Chamberlains Rückkehr aus München 1938, M.C.]

Headmaster: But over the smooth green lawns of the Edwardian era, the sun seemed always to shine, like one's last summer at school that memory has turned all to gold.

Tempest: Berkshire and Hampshire, Leicester and Rutland, those were the Edwardian counties. One breath of their pine-laden air and I am through the door in the wall, back in the land of lost content. I am a young man on a summer afternoon at Melton or Belvoir, sitting in the garden with my life before me and the whole dumb vale in the heat. Is it my fancy? Did I ever take tea on those matchless lawns? Did apricots ripen against old walls and the great horn still sound at sunset? One boat on the wan, listless waters of the lake and nothing stirring in Europe for years and years and years.¹⁴

Mit dieser beständigen Wiederholung derselben Vorstellung ist der edwardianische Sommer zum Kürzel für eine unschuldige Welt geworden, die wir zwar verdammt sind, als solche zu erkennen, die wir aber niemals werden wiedererlangen können. L. P. Hartleys Roman über den Weg eines Jungen von der Unschuld zur Erfahrung, „The Go-Between“ (1953), spielt in der edwardianischen Ära, genauer gesagt, während eines heißen Sommers, in dem der Junge unwissentlich als Kurier für ein Liebespaar fungiert, dessen Affäre illegitim ist. Die unvermeidliche Enthüllung des Skandals und die Schande, die auf den Jungen fällt, werden mit der Zerstörung der Zivilisation 1914 verglichen.¹⁵

Und Philip Larkins Gedicht von 1964, „MCMXIV“, das römische Ziffern benutzt, um den Sinn für eine lange schon untergegangene antike Welt zu wecken und gleichzeitig die tief eingemeißelten Inschriften von Kriegerdenkmälern widerzuspiegeln, vergleicht den Sommer von 1914 mit einer für immer zerstörten Unschuld. Das Gedicht konzentriert sich auf Fotografien britischer Männer, die vor den Rekrutierungsbüros Schlange stehen, um dem Ruf „For God, King and Country“ in den Krieg zu ziehen, Folge zu leisten, und hat eine ähnliche Wirkung wie Bennetts Theaterstück. Auf der einen Seite scheint es vor Nostalgie zu warnen, auf der anderen ersehnt es nichts mehr als diese untergegangene Welt. Die letzte Zeile klagt: „Never such innocence again.“¹⁶

14 Alan Bennett, Plays, London 1996, S. 44 f.

15 Vgl. L.P. Hartley, The Go-Between, London 1953.

16 Philip Larkin, The Whitsun Weddings, London 1964, S. 28.

Film und Fernsehen unterstützten diese Geschichtsbilder. Ken Russells Dokumentarfilm über den Komponisten Edward Elgar (1962) trug zur Wiederbelebung des Interesses für einen Künstler bei, der zu seiner Zeit in Großbritannien wie in Deutschland überaus populär gewesen war. Eine Hauptthese dieses Filmes ist, dass Elgar nach 1914 niemals wieder zu alter Größe gefunden hat. In den siebziger Jahren betonte die sehr populäre BBC-Fernsehserie „Upstairs, Downstairs“ (im deutschen Fernsehen als „Das Haus am Eaton Place“ ausgestrahlt) über das Leben von Bedienteten und Herrschaften in einem reichen edwardianischen Haushalt die Glorie des Sommers 1914. Im Jahr 1986 sendete die BBC eine Spielserie über die Unruhen im britischen Militärlager Etaples: „The Monocled Mutineer“. Darin hält ein General, dessen Karriere durch die Ereignisse gefährdet ist, eine lange Ansprache, in der er die Schönheit der Sommer 1910 bis 1914 hervorhebt; damals schienen seine Karriereaussichten prächtig, und er wurde von seinen Kameraden hoch geachtet.

Selbst das TV-Format der Comedy beförderte das Bild von der verlorenen Unschuld. In den achtziger Jahren präsentierte die BBC die historischen Abenteuer der fiktiven Figur Edmund Blackadder (gespielt von Rowan Atkinson) und seiner Nachfolger. Die Serie beginnt im späten Mittelalter und endet im Ersten Weltkrieg. Die Einschaltquoten waren sehr hoch. In der letzten Staffel, „Blackadder Goes Forth“, herrscht eine sehr betretene Atmosphäre, denn die handelnden Figuren bereiten sich auf einen verhängnisvollen Angriff vor. George, einer der Offiziere, erklärt, dass er Angst hat und nicht sterben will. Er ist der letzte Überlebende einer Gruppe von Freunden, die sich im August 1914 freiwillig gemeldet hatten. Georges Ansprache ist eine Mischung aus Komik und Schärfe, aber die Comedy funktioniert nur, weil die Bilder so drastisch sind: „I joined up straight away, Sir. August the fourth 1914. What a day that was! Myself and the rest of the fellows leapfrogging down to the Cambridge recruiting office, and then playing tiddly-winks in the queue. We'd hammered Oxford's tiddly-winkers the week before, and there we were off to hammer the Bosche. Crushingly superb bunch of blokes; fine, clean-limbed, even our acne had a strange nobility about it (. . .). I'm the last of the tiddly-winking leapfroggers of the golden summer of 1914. I don't want to die. I'm really not overkeen on dying at all, Sir.“

„Blackadder Goes Forth“ hatte eine enorme Wirkung auf die Briten. Für viele bestätigte die Reihe den lange gehegten Verdacht, dass Großbritannien von einer zweifelhaften moralischen Warte aus in

den Konflikt eingegriffen sowie aus falschen Gründen gekämpft hatte, und das noch in einer völlig verkehrten Art und Weise. Ich stelle oft fest, dass meine Studenten in Aufsätzen über den „Great War“ Abschnitte aus „Blackadder“ zitieren, als handele es sich um eine historische Quelle.

Das Kino spielte weiterhin eine wichtige Rolle, um den Mythos von 1914 zu transportieren. In den achtziger Jahren hatte die Produktionsfirma Merchant-Ivory großen Erfolg mit ihren Verfilmungen von E. M. Forsters edwardianischen Romanen. Forster konzentrierte sich auf das Leben der englischen Mittel- und Oberklasse und untersuchte ihre moralischen, geistigen und ästhetischen Vorstellungen. Er interessierte sich besonders für ihre Einstellungen zum Leben und legte großen Wert auf die Beziehung des Menschen zur Landschaft und zur Natur. Im Rahmen dieser literarischen Struktur schienen die Verfilmungen zu bestätigen, dass das edwardianische Großbritannien einen langen Sommer erlebt hatte, der niemals zu Ende zu gehen schien. Alan Bennetts Vision wurde im Kino zum Leben erweckt. „A Room with a View“ (1985) ist voller opulenter Einstellungen von Florenz und der Toscana, bevor die Handlung sich zurück nach England verlagert. Forsters fiktives Dorf in Surrey namens Summer Street wird als einzigartiges Idyll gezeichnet, natürlich einschließlich einer mittelalterlichen Kirche. Die Sommertage verbringt die Familie Honeychurch damit, Rasentennis zu spielen, während eine sanfte Brise durch die Wohnzimmeregardinen streicht. Eine ähnliche Reverenz an den edwardianischen Sommer lässt sich auch in den Verfilmungen von „Where Angels Fear To Tread“ (1991) und „Wings of the Dove“ (1997) finden.

Andere haben diese Welt nicht in gleicher Weise gesehen und stattdessen kritisch beurteilt, aber sie haben sich an dieselben Konventionen gehalten. In Isobel Colegates Roman „The Shooting Party“ (1980) geht es um eine große Zusammenkunft in einem Landhaus in Oxfordshire im Sommer 1913. Sie beschreibt ausführlich die prachtvolle Szene, als die Gäste sich zum Abendessen zusammenfinden, und den Enthusiasmus, Wildgänse während der heißen Augusttage zu schießen. Aber Colegate verweist auch darauf, dass jener bürgerlichen Welt eine dunkle Seite der Korruption, des Verfalls und der Dekadenz zu Eigen war. Ein Jagdunfall wird zur Metapher für die Katastrophe von 1914. Der Roman wurde 1984 verfilmt und verbreitete diese Sicht der Dinge unter einem großen Publikum.¹⁷

17 Vgl. Isobel Colegate, *The Shooting Party*, London 1980.

Die Historiker

Wie haben die Historiker den Mythos „Großbritannien 1914“ gedeutet? Die Entschiedenheit, mit der sie die verbreiteten, populären Vorstellungen untergruben, mag viele Briten tief entsetzt haben. Dabei hatte die Entmythologisierung schon unmittelbar nach Kriegsbeginn begonnen. Einer der bekanntesten britischen Kriegsschriftsteller, Rupert Brooke, bekannt für eine Sammlung patriotischer Sonette, „1914“, betonte bereits die tiefen Verwerfungen und Probleme der britischen Vorkriegsgesellschaft. Das Sonett „Peace“ beginnt mit der Zeile: „Now God be Thanked Who has matched Us with His Hour“, spricht ferner davon, eine graue, kalte und traurige Welt („A world grown old and cold and weary“) abzulehnen, und gibt der Überzeugung Ausdruck, dass der Krieg ihm und vielen anderen schließlich eine Aufgabe, eine Mission vermitteln werde.¹⁸

Percy Wyndham Lewis, das Genie des Vortizismus (das britische Pendant zum italienischen Futurismus), begrüßte den Krieg, weil dieser die verdummenden, bourgeois Gewohnheiten zerschmettern werde, die Großbritannien fesselten.¹⁹ Edmund Gosse, Mitglied eines literarischen Salons in London, glaubte, der Krieg werde als „Condy's Fluid“ (ein zeitgenössisches Waschmittel) wirken und die britische Gesellschaft von Grund auf reinigen. Der patriotische Poet, der junge Radikale und der anerkannte Schriftsteller erhofften sich vom Krieg die Lösung aller Probleme.²⁰

George Dangerfield mit seinem 1936 erschienenen Buch „The Strange Death of Liberal England“ war vermutlich der erste Historiker, der das Thema des vermeintlichen Epochenbruchs in der britischen Gesellschaft behandelte. Es lag ihm fern, 1914 als schockierenden, unerwarteten Abschluss einer sicheren und geordneten Welt zu begreifen. Dangerfield betonte vielmehr die schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts feststellbare, sich ständig steigernde Ruhelosigkeit und Disharmonie Großbritanniens.²¹ Dangerfields These ermutigte Historiker nach 1945, die britische Gesellschaft vor 1914 einer viel gründlicheren Analyse als bis dato geschehen zu unterziehen.

18 Vgl. Rupert Brooke, *The Works of Rupert Brooke*, Hertfordshire 1994, S. 144.

19 Vgl. S. Hynes (Anm. 5), S. 3–24.

20 Vgl. ebd.

21 Vgl. George Dangerfield, *The Strange Death of Liberal England*, London 1936.

Von den sechziger Jahre an argumentierten Historiker wie Arthur Marwick und Eric Hobsbawm, dass sich das Großbritannien der Vorkriegszeit vor allem durch sein Scheitern ausgezeichnet habe, mit den modernen Entwicklungen in der Arbeitswelt, der Wirtschaft und der Gesellschaft Schritt zu halten.²² Andere Länder, vor allem Deutschland und die USA, hätten damals begonnen, Großbritannien mit seiner veralteten industriellen Infrastruktur und Wirtschaftsweise zu überholen. Die wirtschaftlichen und politischen Brüche seien immens gewesen, und es sei nur dem großen Geschick der liberalen Regierungen zwischen 1906 und 1914 zu verdanken gewesen, dass Großbritannien nicht kollabiert sei. Andere Historiker haben argumentiert, dass die britische Regierung durch die Ablenkung des Krieges vor einem innenpolitischen Desaster, das sich vor allem angesichts der schwierigen irischen Frage („Irish Home Rule“) abgezeichnet habe, bewahrt worden sei.²³

Viele Kulturhistoriker sind zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. Samuel Hynes etwa analysierte tiefe Verwerfungen zwischen der britischen Intelligenz und der künstlerischen Elite. Die Künstler hätten – ähnlich den Gewerkschaftern bei ihren Auseinandersetzungen mit den Bossen und der Polizei – Frontlinien gezogen. Wyndham Lewis und die Vortizisten erklärten dem Establishment in ihrem Manifest vom Juni 1914 den Krieg; Virginia Woolf spürte, dass die Postimpressionisten die Welt für immer verändert hatten; H. G. Wells radikalisierte sich in seinen Schriften. Martin Stephen hat die britische Kultur der Vorkriegszeit mit der des Krieges verglichen: Er verwarf die Vorstellung von einem besonderen „edwardianischen Sommer“ und rief nachdrücklich zu einer Revision dieser Interpretation auf.²⁴

Die aktuelle Debatte über die britische Kultur und die Bedeutung des Ersten Weltkrieges wird in vielerlei Hinsicht auf das einflussreiche Buch von Paul Fussell, „The Great War and Modern Memory“ (1975), zurückgeführt. Fussell zeigte, wie der „Great War“ die Welt des 19. Jahrhunderts zerstörte und sie durch eine Kultur ersetzte, die von Ironie geprägt war. Dabei bestätigte er jedoch den britischen Mythos von 1914: „Although some memories of the benign last summer before the

war can be discounted as standard romantic retrospection turned ever rosier by egregious contrast with what followed, all agree that the pre-war summer was the most idyllic for many years. It was warm and sunny, and eminently pastoral. One lolled outside on a folding canvas chaise, or swam, or walked in the countryside. One read outdoors, went on picnics, had tea served from a white wicker table under the trees. You could leave your books out on the table all night without fear or rain.“²⁵ Indem er Großbritannien zum elementaren Muster einer Reise von der Unschuld zur bitteren Erfahrung erhob, interpretierte er die Kultur der Zwischenkriegszeit als Strom ironischer und satirischer Kommentare über den Krieg, ein grundlegendes Prisma für alle kulturellen Ausdrucksformen.

Diese These hat Vieles für sich. Doch in Wirklichkeit wurde die britische Gesellschaft jener Zeit zwischen den Kriegen keineswegs von einer Kultur der Ironie und der Satire geprägt. Trotz einer sorgfältigen kritischen Auseinandersetzung mit seinem Werk wird Fussell häufig als definitive Untersuchung der Auswirkungen des „Great War“ auf Großbritannien zitiert.²⁶ Dadurch entsteht bei vielen Briten eine völlig einseitige Vorstellung von ihrem Land in den zwanziger und dreißiger Jahren. Sie glauben, dass jeder Haushalt ein Exemplar von Wilfred Owens leidenschaftlichen Antikriegsgedichten besaß (in Wirklichkeit waren von dieser Sammlung bis Ende der zwanziger Jahre weniger als 2000 Exemplare verkauft worden), dass jede Mutter voller Bitterkeit die Politiker anklagte, weil diese es zugelassen hatten, dass ihre Söhne sinnlos gemetzelt wurden, und dass jeder überlebende Soldat im Granatenhagel den Verstand verloren hatte und von der Regierung schlecht behandelt wurde. Martin Stephen schrieb: „Owen and Sassoon are (...) very bad historians. So was Shakespeare in almost every play he wrote, but the fact that Hal and Hotspur never did fight each other in history does not make *Henry IV Part I* any less a great play. The only danger comes if the roles of historian and artist are confused (...). They have also contributed strongly to the myth of the war as endless suffering, and been one of the myth's strongest foundations.“²⁷

Hinter Fussells These steht die Vorstellung des Wandels, des Verlustes und der Veränderung.

22 Vgl. Arthur Marwick, *The Deluge: British society and the First World War*, London 1965; vgl. auch die Neuauflage 1991, sowie Eric Hobsbawm, *The Age of Empire, 1870–1914*, London 1987.

23 Vgl. Trevor Wilson, *The Downfall of the Liberal Party 1914–1935*, London 1966.

24 Vgl. Martin Stephen, *The Price of Pity: Poetry, History and Myth in the Great War*, London 1996.

25 Paul Fussell, *The Great War and Modern Memory*, Oxford 1975, S. 23 f.

26 Vgl. Robin Prior/Trevor Wilson, Paul Fussell at War, in: *War in History*, 1 (1994) 1, S. 63–80.

27 M. Stephen (Anm. 24), S. 193.

Doch die Frage, ob sich Großbritannien aufgrund der vier Kriegsjahre tatsächlich dauerhaft veränderte, ist zu einer bedeutenden wissenschaftlichen Kontroverse geworden. Extrempositionen haben einerseits behauptet, dass der Krieg letztendlich die Lebensumstände der Bevölkerungsmehrheit verbessert habe. Auf der anderen Seite steht die populäre Vorstellung von 1914 und den Folgejahren. Arthur Marwick schrieb in den sechziger Jahren, dass der Krieg für viele Leute eine befreiende, erhebende Erfahrung gewesen sei, insbesondere für Frauen, wurden doch die Lebensverhältnisse, die Gesundheitsversorgung, die Ausbildung und die wirtschaftlichen Möglichkeiten durch staatliche Eingriffe deutlich verbessert. 1985 schrieb Jay Winter, dass der Krieg zwar möglicherweise traumatische Konsequenzen gezeitigt habe, dass aber die längerfristigen Wohltaten einer umfassenderen staatlichen Infrastruktur vor allem der Arbeiterklasse zu gute gekommen seien.

Eine andere Gruppe von Historikern vertritt differenziertere Positionen.²⁸ Für Gerard DeGroot brachte der Krieg mitnichten eine sozialpolitische Revolution in Großbritannien und effektiveres Staatshandeln mit sich, sondern er setzte vielmehr die edwardianischen Trends einer langsamen, schrittweisen Verbesserung fort, die pragmatisch, ohne wirkliche Planung oder einen umfassenden politischen Entwurf voranschritt.²⁹ Ross McKibbin hat gezeigt, dass die britische Mittelklasse trotz der vielen politischen Aufregungen und Entwicklungen des Krieges in einer extrem einflussreichen Position verblieb und alles unternahm, um ihre Privilegien zu sichern.³⁰

Die Interpretationen der Historiker sind also insgesamt viel komplexer und weisen viel mehr Grau-

töne auf, als es ein Blick auf die doch recht einseitige Wahrnehmung durch die breite Öffentlichkeit in Großbritannien vermuten ließe.

Fazit

Die britischen Wahrnehmungen des Jahres 1914 sind geteilt, und es scheint nur wenig Konsens zu herrschen. Auf der einen Seite stehen die Historiker, welche, mit nur wenigen Ausnahmen, die komplexe Situation betonen, in der sich Großbritannien im August 1914 befand, und vor allzu einfachen Interpretationen der Auswirkungen des Krieges auf die Nation warnen. Doch ernstzunehmende und seriöse Forschungsergebnisse scheinen wenig dazu beigetragen zu haben, die öffentliche Meinung zu beeinflussen.

Denn auf der anderen Seite stehen die starken Mythen der Populärkultur. Noch während des Krieges begann sich eine Vorstellung von 1914 als Katastrophe zu verbreiten, die eine ganze Generation und eine Zivilisation zerstört habe. Bitter, verführerisch und romantisch – diese Vorstellung der untergegangenen Vorkriegswelt war für Generationen von Briten attraktiv, die nur allzu begierig darauf waren, eine Zeit zu verorten, in der alles gut war für das Land und das Empire. Die Populärkultur wiederholt dieses Bild in fast jeder Interpretation von 1914 und des „Great War“. Es ist deshalb nur schwer aus dem öffentlichen Bewusstsein zu tilgen. Für die meisten Briten bleibt 1914, mit den Worten des edwardianischen Schriftstellers A. E. Housman, bis zum heutigen Tag im Wesentlichen „the land of lost content“³¹.

28 Vgl. J.M. Winter, *The Great War and the British People*, Basingstoke 1985.

29 Vgl. Gerard DeGroot, *Blighty, British Society in the Era of the Great War*, Harlow 1996.

30 Vgl. Ross McKibbin, *Classes and Cultures in England 1918–1951*, Oxford 1998.

31 A. E. Housman, *Collected Poems*, Harmondsworth 1939, S. 70.

Belgien im „Grande Guerre“

Belgien scheint im Ersten Weltkrieg eine Sonderrolle gespielt zu haben. Das kleine Land, das trotz seiner Neutralität in den Krieg hineingezogen worden war, kannte nach dem deutschen Überfall nur noch die Front und besetzte Gebiete. Als noch junger Staat, in dem die Kirche eine dominierende Position gewahrt hatte, war seine nationale Identität noch kaum ausgeprägt. Belgien hat daher eine andere Erinnerung an den Krieg als die anderen Kriegsteilnehmer.

Zwischen 1914 und 1918 haben die Belgier, grob gesprochen, drei Erfahrungen gemacht: an der Front (die Dörfer jenseits der Yser im Nordwesten bildeten kein wirkliches Hinterland), unter der Besatzung (was die Massaker an Zivilisten einschließt) und im Exil (davon war immerhin etwa eine halbe der rund sieben Millionen Belgier betroffen). Noch vor Kriegsende wurde das „heroische“ Belgien in Gestalt des Frontkämpfers und das Martyrium des Landes in Gestalt der Zivilisten in den besetzten Gebieten glorifiziert. Einzig die Exilbelgier, nach Meinung der Mehrheit mit Drückebergern gleichzusetzen, blieben von der kollektiven Erinnerung ausgeschlossen.

Im Verlauf des Krieges veränderte sich das Selbstbild Belgiens radikal. Von nun an machten von anderen verhöhlte Unschuld, Treue gegenüber dem Recht, Mut und Ehre, Heldentum und Martyrium die belgische Identität aus; Symbol dafür war der König und Erste Soldat seines Landes. Bemerkenswert ist die Bedeutung des Martyriums für die belgische Identität. Tatsächlich wurde das Gedenken in Belgien nicht völlig von der Figur des Soldaten eingenommen. Daneben stand das Bild des Erschossenen und des Deportierten. Diese Dreierheit („Combattant-Fusillé-Déporté“) findet sich auf zahllosen Monumenten und spiegelte sich auch in den politischen Diskussionen der Zwischenkriegszeit wider: Ruhm und Martyrium lassen sich in Belgien nicht voneinander trennen. Es waren nicht zuletzt solche Idealisierungen, die dazu führten, dass sich der Unmut der Bevölkerung im November und Dezember 1918 gegen die Landesverräter richtete und deren strenge Bestrafung forderte.

Übersetzung aus dem Französischen: Nicole Maschler, Bonn.

Den idealisierten Darstellungen von Belgien während des Krieges steht die erlebte Wirklichkeit gegenüber: die unerhörte Gewalt, die Misshandlungen, der Schrecken der Schützengräben, die Massaker an Zivilisten im August 1914 und die beinahe vollständige Zerstörung der meisten Städte, die Deportation von Zivilisten im Oktober und November 1916, das tägliche Elend und die systematischen Plünderungen in einem besetzten Land.

Der Kriegseintritt

Bis zu dem Zeitpunkt, als in Europa, ausgelöst durch die Vorgänge auf dem Pulverfass Balkan, der große Krieg begann, war Belgien neutral. Die Neutralität war geradezu die Existenzbedingung für den belgischen Staat von 1830 an gewesen, und sie war von den meisten Belgiern immer als Garantie für die Unabhängigkeit ihres Landes und für das europäische Gleichgewicht betrachtet worden. War Belgien nicht dem deutsch-französischen Krieg von 1870 entronnen? Doch am 2. August 1914 stellte Deutschland, gemäß dem Schlieffen-Moltke-Plan, ein Ultimatum an Belgien und verleugnete damit seine Verpflichtungen als eine der fünf Garantiemächte.

In Belgien, wo die Katholikenpartei seit 30 Jahren an der Macht war, betrachtete man dieses Ultimatum nicht nur als Angriff auf die Neutralität, sondern auch auf die Unabhängigkeit und die Existenz des Landes. Die belgische Öffentlichkeit reagierte mit Betroffenheit, Entrüstung und schließlich mit Wut.¹ Im Ministerrat ergriff König Albert I. das Wort: Das Ultimatum sei inakzeptabel, das Land müsse sich verteidigen. Es handele sich um einen infamen Vertragsbruch seitens Deutschlands und um einen persönlichen Angriff auf ihn. Nach lebhafter Diskussion schlossen sich die Minister dem König an: Belgien werde sich mit aller Kraft verteidigen und sich an die Garantie-

¹ Vgl. J. Stengers, *L'entrée en guerre de la Belgique*, in: *Les entrées en guerre en 1914 – Guerres mondiales et conflits contemporains*, No. 179, Juli 1995, S. 13–33.

mächte wenden, wenn es zu einer Grenzverletzung kommen sollte.

Am 4. August 1914 um acht Uhr morgens marschierten deutsche Truppen in Belgien ein. Die Nachricht hatte sich noch nicht verbreitet, als sich der König um zehn Uhr zu einer außerordentlichen Parlamentssitzung begab. Die Begeisterung der Menge, die seinen Weg säumte, war unbeschreiblich. Niemals zuvor hat ein belgischer König eine solche patriotische Leidenschaft erfahren, eine solche Zustimmung des Volkes.² Auch das Parlament bereitete ihm einen sehr herzlichen Empfang: Seine Rede wurde von langen Ovationen aller Senatoren und Abgeordneten begleitet.

Unmittelbar nach Bekanntwerden des deutschen Einmarsches bot Regierungschef Charles de Broqueville dem sozialistischen Parteiführer Emile Vandervelde sowie den Liberalen Eugène Goblet d'Alviella und Paul Hymans Ministerposten an. Diese willigten sofort ein. Damit war die inoffizielle „Union sacrée“ gebildet (offiziell wurde das Allparteienbündnis nach der Kabinettsumbildung 1916). Die ideologischen Kämpfe, die noch am Vorabend der deutschen Invasion so heftig gewesen waren, wurden für die Dauer des Krieges eingestellt. Ganz Belgien stand zusammen gegen den Feind. Der König stand im Mittelpunkt eines kollektiven Gefühls allgemeiner Bestürzung und Empörung. Aber der deutsche Angriff hatte auch eine Welle der Kriegsbegeisterung hervorgerufen; sie glich der Erleichterung nach einer allzu lange anhaltenden Ungewissheit.

Zum Zeitpunkt des deutschen Angriffs wurde die belgische Armee vollständig umstrukturiert. Als am 31. Juli 1914 die allgemeine Mobilmachung befohlen wurde, zählte sie rund 200 000 Mann aus 15 Jahrgängen, für die drei unterschiedliche Rekrutierungsgesetze galten. Die ältesten Jahrgänge waren ausgelost worden, sollten aber jederzeit ausgetauscht werden können. Für die in den Jahren 1910 bis 1912 rekrutierten Soldaten galt die Regelung „ein Sohn pro Familie“. Für den Jahrgang 1913 sowie den noch unvollständig gemusterten Jahrgang 1914 galt ein Gesetz, das den allgemeinen Militärdienst zur Pflicht machte. Die soziale Zusammensetzung und das Durchschnittsalter der Armee gründeten auf diesen drei Rekrutierungsmodellen.

Doch der Armee, welche die Festungen halten sollte, fehlte es ebenso an Offizieren wie der Armee, die den Angreifer in offener Schlacht

² Vgl. Laurence van Ypersele, *Le roi Albert. Histoire d'un mythe*, Ottignies-Louvain-la-Neuve 1995.

besiegen sollte. Diese Situation wurde noch dadurch verschärft, dass flämische, wallonische und Brüsseler Milizsoldaten in ein- und derselben Einheit dienten, Unterweisung, Verwaltung und Befehle aber in französischer Sprache erfolgten. Das Fehlen jeglicher militärischer Doktrin vor 1914 hatte beim belgischen Oberkommando in den letzten Friedensmonaten zudem zu einer verdeckten Krise hinsichtlich der Stationierung der Armee geführt.³ Diese Umstände führten schließlich dazu, dass die 3. bewaffnete Division bei Lüttich, die 4. bewaffnete Division bei Namur und die anderen zwischen den Flüssen Dejele und Gete in Brabant aufgestellt wurden.

Der Bewegungskrieg

Am 4. August näherte sich die II. deutsche Armee unter dem Kommando Karl von Bülow rasch dem strategischen Knotenpunkt Lüttich. Die Stadt wurde von zwölf Forts geschützt, darunter das von Loncin. Die Verteidigung von Lüttich galt lange als ruhmreiches Kapitel der belgischen Geschichte, bewiesen die Belgier dort doch unter dem Befehl von General Gerard Lemans ihren Willen zum Widerstand. Am 15. August setzten die Deutschen jedoch die „Dicke Bertha“ ein, ein 42-cm-Mörsergeschütz, um in das Fort von Loncin vorzudringen, das daraufhin über seinen Verteidigern zusammenbrach; Lemans geriet schwer verletzt in Gefangenschaft. Auch wenn man heute weiß, dass die Schlacht von Lüttich die deutschen Pläne kaum verzögerte, hatte sie doch eine immense psychologische Bedeutung – sowohl für die Belgier als auch für ihre Gegner.

³ Zwei Lager standen sich gegenüber. Der Vize-Chef des Oberkommandos, Oberst de Ryckel, schlug – unterstützt vom Berater des Königs, Hauptmann Galet – vor, in der französischen Tradition der souveränen Offensive die gesamten Angriffstruppen an der Maas zu versammeln und in die Schlacht zu ziehen. Dagegen befürwortete der Chef des Oberkommandos, Generalleutnant de Selliers de Moranville, der das Vertrauen von Regierungschef de Broqueville besaß, die Zusammenziehung der Armee in der Region von Saint-Trond, Hannu und Tirlemont. Im Juli wurde ein Komitee eingesetzt, an dessen Spitze Galet stand; es drängte die Positionen des Generalleutnants in den Hintergrund. Gleichwohl konnte auch der Plan Ryckels nicht vollständig ausgeführt werden, weil es an Kontakten zur Eisenbahnverwaltung mangelte. Vgl. H. Haag, *Le comte Charles de Broqueville, Ministre d'Etat, et les luttes pour le pouvoir (1910–1940)*, Recueil de travaux d'histoire et de philologie, Université de Louvain, 6. Reihe, Heft 39, Brüssel-Louvain-la-Neuve 1990, S. 154–165.

Während dieser ersten Kriegswochen führte das deutsche Oberkommando ein Terrorregime gegen die Zivilbevölkerung. Mehrere tausend Menschen wurden in Andenne, Dinant, Taminés, Löwen, Aarschot, Rossignol und anderen Städten niedergemetzelt.⁴ Nach dem Fall von Lüttich konzentrierte sich das belgische Oberkommando auf die Verteidigung von Namur und der Front an der Gete, was den Rückzug über Antwerpen sichern sollte. Am 20. August war Brüssel eingenommen; am 24. fiel die Festung von Namur. Am 25. August brannten die Deutschen eine Reihe von Häusern in Löwen nieder, darunter die wertvolle Bibliothek, und töteten mehr als 200 Zivilisten. Anfang Oktober musste die belgische Armee die Festung von Antwerpen aufgeben. Sie zog sich hinter die Yser zurück; ihr Rückzug wurde durch die britische und die französische Marine unterstützt.

Vom 10. bis zum 16. Oktober 1914 traf der König mehrfach mit dem belgischen Oberkommando und dem französischen General Pau, dem Gesandten von Marschall Joseph Joffre, zusammen. Nach heftigen Diskussionen fiel die Entscheidung, dass die belgischen Soldaten nicht an einer Offensive teilnehmen, sondern „bis zum Schluss“ die Front an der Yser halten sollten, wie es im Befehl des Königs vom 15. Oktober hieß. Die Kämpfe waren von extremer Brutalität. Doch die am 29. Oktober einsetzenden Überschwemmungen machten jedes weitere Kämpfen unmöglich. Die Deutschen mussten sich vor dem ansteigenden Wasser auf die rechte Flussseite zurückziehen. Für die belgische Armee war die Schlacht an der Yser beendet: Der Stellungskrieg begann.

König Albert I., der während des gesamten Krieges an der Front blieb, weigerte sich bis zum Herbst 1918, an den alliierten Offensiven teilzunehmen; diese waren in seinen Augen nutzlos. Die Todesrate in der belgischen Armee war daher eine der niedrigsten: Einer von 50 belgischen Soldaten starb im Krieg, bei der französischen Armee war es dagegen jeder sechste. Die belgische Regierung hatte sich nach Le Havre geflüchtet. Sie wurde – anders als der König – von der im Land verbliebenen Bevölkerung verachtet, ebenso wie die rund 500 000 Exilbelgier.

Für die Soldaten stellte der erste Winter in den Schützengräben eine der schwersten Phasen dar. Man war davon ausgegangen, dass der Krieg nur wenige Monate dauern würde. Daher waren keine Vorkehrungen gegen Kälte und Nässe getroffen worden, und die Lebensbedingungen waren miserabel. Durch eine allgemeine Impfung konnte eine Typhusepidemie verhindert werden. Die Deutschen, die mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, setzten ihre Angriffe vorübergehend aus. Die belgische Armee nutzte die Zeit für eine Umstrukturierung und zur Erholung.⁵

So wurde im Juni 1915 die allzu sichtbare blaue Uniform durch eine khakifarbene ersetzt. Zudem wurden in zehn bis 15 Kilometern Entfernung von der Front vier Feldlazarette errichtet: Am bekanntesten war das Lazarett des Roten Kreuzes, das der Arzt Depage im Hotel „Océan“ von La Panne eingerichtet hatte und das auch Königin Elisabeth besuchte, die „reine-infirmière“⁶. Auch wenn Ratten und Flöhe zum alltäglichen Elend gehörten, den Soldaten eher der Tod durch Krankheiten als durch Kugeln drohte, sie in den Schützengräben an Einsamkeit und Kakerlaken litten, funktionierte doch – trotz Zensur – weiterhin der Postverkehr zwischen Holland und Belgien. Daher erhielten die Soldaten von Zeit zu Zeit Neuigkeiten über das Leben in dem besetzten Land. Die Isolation, die Entbehrungen und die ausnahmslos auf Französisch erteilten Befehle trugen dazu bei, dass unter den flämischen Soldaten eine „Frontisten“-Bewegung⁷ entstand. Ihre Forderungen hinsichtlich der Sprache wurden von Militärpfarrern und flämischen Intellektuellen unterstützt; trotz einiger geringfügiger Reformen stießen sie jedoch bei den Behörden während des gesamten Krieges auf Unverständnis.

Zwischen Februar und August 1915 verstärkten 34 000 neue Rekruten, die in der Normandie ausgebildet worden waren, die belgische Armee. Diese Männer stammten aus dem unbesetzten Teil des Landes und vor allem aus dem Ausland. Insgesamt waren während des Krieges mehr als 60 000 Mann zu den Fahnen gerufen worden, die 32 000 Kriegsfreiwilligen nicht eingerechnet. Im Septem-

4 Vgl. John Horne/Alan Kramer, *German atrocities 1914. A History of denial*, New Haven–London 2001; dt. Ausgabe: *Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit*, Hamburg 2004.

5 Vgl. R. Christen/K. Declercq, *Frontleben 1914–1918. Het dagelijks leven van de Belgische soldaat aan de Ijzer*, Tiel 1987.

6 Wörtlich: „Königin-Krankenschwester“.

7 Manche starben allein deshalb, weil sie die Befehle ihrer frankophonen Offiziere nicht verstehen konnten.

ber 1918, als die Befreiungsoffensive begann, zählte die Armee rund 168 000 Mann.⁸

Das besetzte Belgien

Abgesehen vom Gebiet um die Yser und von einigen Dörfern, die zusammen den „letzten Fetzen des Königreichs“ bildeten, erlitt Belgien vier Jahre deutscher Besatzung. Die Zivilisten wurden dabei zum Symbol der verhöhten Unschuld und des Martyriums, zum Beweis für die „teutonische Barbarei“. Die Massaker an rund 5 000 Zivilisten im August 1914 sind von der alliierten Propaganda weidlich ausgenutzt worden. Die Deutschen rechtfertigten die Massentötungen mit dem Hinweis auf Freischärler („franc-tireurs“).⁹ Diese Legende geht auf die Erinnerung an 1870 in Frankreich zurück. Die von der deutschen Armee verwendeten Lehrbücher und die Literatur betrachteten die Existenz von Freischärlern als Tatsache. Schnell war die Verwirrung groß. Nach dem unerwarteten Widerstand vor Lüttich wurden die Anschuldigungen von der deutschen Presse und Regierung aufgegriffen und entwickelten sich zur fixen Idee. Ein neues Gerücht kam auf: Es war die Rede von Grausamkeiten, welche Belgier an verwundeten Deutschen und der deutschsprachigen Bevölkerung begangen haben sollten. In dieser aufgeheizten Atmosphäre marschierte die deutsche Armee in Belgien ein. In Deutschland wurden die Gemetzel als gerechte Antwort auf Angriffe der Freischärler verstanden, was den Haager Konventionen völlig zuwiderlief.

In Belgien wurden die deutschen Anschuldigungen zurückgewiesen. Im Januar 1915 erschien in Le Havre ein erster offizieller Bericht. Ihm folgten zahlreiche Berichte der belgischen Untersuchungskommission zu den Menschenrechtsverletzungen. Deutschland gab seinerseits eine Untersuchung in Auftrag und veröffentlichte deren Ergebnisse im „Weißbuch“ vom 10. Mai 1915, das die These von den Freischärlern aufgriff. 1916 antwortete Belgien mit einem „Graubuch“. Der Streit war nach dem Krieg nicht beendet: 1927 beauftragte der Reichstag den Völkerrechtler Christian Meurer, das Vorgehen der deutschen Soldaten beim Einmarsch in Belgien zu untersuchen. Seine Ergebnisse, die das Parlament in Weimar billigte, stütz-

ten vorbehaltlos die These des „Weißbuchs“. Diese Thesen wurden von belgischer Seite erneut zurückgewiesen, insbesondere, was die Massaker in Dinant und Löwen betrifft.¹⁰

Dazu kam seit Kriegsende das Anprangern der massiven alliierten Propaganda selbst. Zwar kam es an der Westfront offenbar nicht zu Grausamkeiten wie Händeabhacken und Kreuzigungen. Aber zu den Denunziationen traten Zweifel, die von britischer Seite vor allem an den Vorgängen in Belgien geäußert wurden. Arthur Ponsonby, ein englischer Liberaler, der zu Labour übergetreten war, bezeichnete die vermeintlichen deutschen Grausamkeiten 1928 als Fälschung, die auf die Kriegspropaganda zurückzuführen sei.¹¹ Als Reaktion auf diese Zweifel pochten die belgischen Dörfer umso stärker auf ihren Status als „cités martyres“.

Noch bevor sich die Front stabilisierte, begannen die Deutschen mit der Organisation der Besatzung. Es ließen sich zwei Verwaltungszonen unterscheiden. Die erste, „zones d'étapes“ genannt, wurde direkt vom Militär kontrolliert.¹² Es handelte sich um Gebiete nahe der Schlachtfelder, das westliche Flandern und einen großen Teil des östlichen Flanderns sowie um den Süden der Provinzen von Hainaut und Luxemburg.¹³ Im restlichen besetzten Gebiet wurde neben den Militärbehörden eine Zivilverwaltung errichtet, die ein Generalgouverneur leitete.¹⁴

In der ersten Zeit versuchte die Besatzungsmacht, soweit wie möglich von der belgischen Verwaltung zu profitieren. Die Provinz- und die kommunalen Behörden blieben bestehen und waren täglich mit dem Angreifer bzw. der Besatzungsmacht konfrontiert – umso mehr, als das Besatzungsregime sehr hart war und von Kontrollen, Restriktionen, Verhaftungen und Deportationen geprägt wurde. Es war so schwierig, sich in dem besetzten Land zu bewegen, dass sich das Leben der Belgier auf lokaler Ebene abspielte.

Auf Wunsch der nach Le Havre geflüchteten belgischen Regierung, nach deren Willen die Justiz von Einheimischen geleitet werden sollte, hatte

10 Erst 1950 erkannte mit P. Schöller ein Deutscher das „Martyrium“ von Löwen an, und erst 1990 bestätigten Horne und Kramer (Anm. 4) die Existenz der in Belgien und im Norden Frankreichs verübten Grausamkeiten.

11 Vgl. A. Ponsonby, *Falsehood in Wartime*, London 1928.

12 Das Oberkommando wurde von der IV. deutschen Armee ausgeübt.

13 Vgl. S. de Schaepdrijver (Anm. 8), S. 103–138.

14 Der erste Generalgouverneur von der Goltz wurde am 2. September 1914 ernannt. Auf ihn folgte am 28. November 1914 von Bissing, der bis zu seinem Tod am 18. April 1917 im Amt blieb. Sein Nachfolger war Falkenhausen.

8 Vgl. S. de Schaepdrijver, *De Grootte Oorlog. Het Koninkrijk België tijdens de Eerste Wereldoorlog*, Amsterdam 1997.

9 Vgl. J. Horne/A. Kramer (Anm. 4).

die Richterschaft bei Kriegsbeginn entschieden, auf ihren Posten zu bleiben. Ein Kompromiss zwischen der belgischen Generalstaatsanwaltschaft und der Besatzungsmacht sollte eine stabile Kohabitation garantieren. Die belgische Richterschaft behielt so eine gewisse Unabhängigkeit, gleichwohl waren ihre Prärogativen beschränkt: Sie konnte nur über Fragen urteilen, welche der deutschen Verwaltung in keiner Weise schaden. Diesem *modus vivendi* folgend funktionierte der belgische Justizapparat bis Anfang 1918, als die Richterschaft in den Streik trat.¹⁵

Nach Auffassung von Generalgouverneur Ferdinand von Bissing war es wichtig, die Bevölkerung davon zu überzeugen, dass die belgische Zukunft von nun an mit der Deutschlands verknüpft war. Gemäß dieser „annexionistischen“ Sichtweise betrieb er eine Politik der Befriedung, im Gegensatz zum militärischen Kommando, das eine maximale Ausbeutung der besetzten Gebiete verfolgte.¹⁶ So verstärkten sich in den Jahren der Besatzung die Spannungen zwischen den verschiedenen deutschen Behörden.

Die Fortdauer des Krieges stellte viele der im Land verbliebenen Belgier vor eine Gewissensfrage: Sollte man in absoluter Passivität verharren oder seine Aktivitäten wieder aufnehmen? Die Bevölkerung begann Hunger und Kälte zu leiden. Die Lage wurde dramatisch, da die besetzten Gebiete unmittelbar von der wirtschaftlichen Blockade der Alliierten betroffen waren. Belgien hatte vor 1914 rund 80 Prozent seiner Lebensmittelvorräte importiert. Die punktuellen Beschlagnahmungen während des Stellungskrieges von August bis Oktober 1914 wurden von den Deutschen durch eine systematische Politik der Ausbeutung ersetzt; Deutschland wollte sich ein Maximum an Ressourcen verschaffen und damit seine Kriegsanstrengungen unterstützen.

Nachschubprobleme und die Angst vor einer Hungersnot dominierten den Kriegsalltag, trotz der Bemühungen der Commission for Relief in Belgium (CRB) des Amerikaners Herbert Hoover¹⁷

und des Nationalen Hilfs- und Ernährungskomitees (Comité national de secours et d'alimentation/CN), das von den Belgiern Ernest Solvay¹⁸ und Emile Francqui¹⁹ gegründet worden war. Die CRB übernahm das Eintreiben von Geldern und den Kauf von Waren auf den internationalen Märkten. Sie wachte zudem über den Warentransport in Belgien, wo das CN die Verteilung an die Not leidende Bevölkerung nach dem Prinzip der größtmöglichen Streuung organisierte. Überdies kümmerte sich die CRB um die unerlässlichen Verhandlungen mit den Regierungen der Krieg führenden Länder und garantierte insbesondere gegenüber dem Foreign Office, dass Waren, welche die Deutschen zu militärischen Zwecken importiert hatten, nicht unterschlagen wurden. Die Besatzungsmacht gab den Anstoß für verschiedene Umstrukturierungen, etwa für die Einrichtung eines Systems von „Zentralen“; offiziell sollten diese den Nachschub für die belgische Bevölkerung verbessern, tatsächlich aber dienten sie vor allem den Deutschen. Folglich verschlechterte sich die Lage der Belgier, und die Preise kletterten immer weiter in die Höhe.²⁰

Weil es an Rohstoffen fehlte, mussten die meisten Fabriken bald schließen. In dieser Lage florierte Schwarzmarkt und Schmuggel: Einige, soviel ist sicher, haben die Situation skrupellos ausgenutzt, um sich zu bereichern. Gleichwohl war die Wirklichkeit oftmals komplexer. So produzierten einige Fabriken wie die der Familie Coppée mit Einwilligung von Premierminister Broqueville weiterhin Kohle, um die Lage der Bevölkerung im Winter zu erleichtern. De facto akzeptierte man damit, dass die Deutschen einen Teil der Produktion und der Folgeprodukte wie Benzol beschlagnahmten. In der unmittelbaren Nachkriegszeit ging es bei einer Vielzahl von Gerichtsprozessen um solche Fälle; die Affäre Coppée war eines der aufsehenerregendsten Verfahren jener Zeit.²¹

Die Bevölkerung, die mit den andauernden täglichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, versuchte

15 Vgl. F. Passelecq, *La Magistrature belge contre le depotisme allemand*, Paris 1918; ders. *Le conflit de la magistrature belge et de l'administration allemande en Belgique occupée*, Paris 1918.

16 Vgl. J. de Volder, *Benoît XV et la Belgique durant la Grande Guerre*, Brüssel–Rom 1996, S. 30 f.

17 Herbert Hoover (1874–1964), Geschäftsmann und Staatsmann, Präsident der Commission for Relief in Belgium während des Weltkriegs, Präsident der USA von 1928 bis 1932. Vgl. Herbert Hoover, *Memoirs of Herbert Hoover. Years of adventure, 1874–1920*, New York 1951; H. Haag (Anm. 3), S. 308–311.

18 Ernest Solvay (1838–1922), Erfinder und liberaler Politiker. Als Mäzen setzte er einen bedeutenden Teil seines Vermögens für die Einrichtung von naturwissenschaftlichen Instituten und die Unterstützung sozialer Projekte ein.

19 Émile Francqui (1863–1935), Finanzier und Staatsmann. Im Laufe seiner abwechslungsreichen Karriere als Offizier, Konsul, Bankier und liberaler Politiker spielte er immer wieder eine wesentliche Rolle. Vgl. L. Ranierie, *Émile Francqui ou l'intelligence créatrice*, Paris–Gembloux 1985.

20 Vgl. F. Baudhuin, *Histoire économique de la Belgique (1914–1939)*, Bd. 1, Brüssel 1944, S. 36.

21 Vgl. H. Haag (Anm. 3), S. 696–730.

ihrerseits, „patriotische Distanz“ zur Besatzungsmacht zu wahren. Mit dieser Haltung, so die Überzeugung der Zivilisten, teilte sie das Schicksal der Soldaten an der Yser. Die Belgier förderten den patriotischen Kult durch unzählige Objekte, Anhänger oder Postkarten in den Nationalfarben. Der 21. Juli 1915 wurde zum „Tag der Nationalen Trauer“ erklärt: Überall schlossen die Geschäfte.²² Da die Besatzungsmacht gedroht hatte, jedes nationale Bekenntnis strikt zu unterdrücken, wurden die Kirchen zu einem Ort des Patriotismus. Die Gottesdienste, in denen sich religiöse Hymnen und patriotische Lieder mischten, zogen beachtliche Massen an.

Gewagter war das Bestreben einiger Patrioten, Spionagenetze oder Fluchthilfeorganisationen in den Dienst der Alliierten zu stellen.²³ Zahlreiche dieser Netzwerke wurden von der deutschen Gegenspionage enttarnt, und rund 300 Patrioten wurden von den Besatzern erschossen.²⁴ Die bekanntesten Märtyrer sind Edith Cavell, Philippe Baucq und Gabrielle Petit. Der Tod von Edith Cavell, einer englischen Krankenschwester, die in Brüssel eingesetzt war, und Philippe Baucq, eines belgischen Architekten, den die Besatzer am 12. Oktober 1915 erschossen, riefen eine Welle der Empörung und internationale Proteste hervor. Die 23-jährige Gabrielle Petit aus Tournai, die bei ihrer Exekution am 1. April 1916 „Es lebe Belgien, es lebe der König“ rief, wurde nach dem Krieg zu einem Symbol für den Widerstand des belgischen Volkes gegen die Besatzungsmacht.

22 Vgl. S. de Schaepdrijver, *Deux patries. La Belgique entre exaltation et rejet, 1914–1918*, in: *Cahiers d'Histoire du Temps Présent*, (2000) 7, S. 25.

23 Rund 7 000 Agenten waren in beinahe 300 verschiedenen Netzwerken aktiv, sei es für die belgische Regierung, sei es für das französische oder britische Hauptquartier (GQG) oder das War Office (Kriegsministerium). Diese Netzwerke waren umso fragiler, als sie einerseits der militärischen Aufklärungsdiensten, andererseits die Korrespondenz zwischen den Soldaten und ihren Familien, aber auch das Durchschleusen von „Freiwilligen“ oder Soldaten zur holländischen Grenze ermöglichen sollten. Das bekannteste Netzwerk war das am 23. Juli 1916 in Lüttich entstandene „Dame Blanche“ („Weiße Dame“). Seine Gründer waren Walther Dewé (1880–1944), Direktor der dortigen Telegraphen- und Telefongesellschaft, Herman Chauvin, Dozent am Elektrotechnischen Institut der Universität, und der Polizeikommissar M. Neujean. Ab Juli 1917 arbeitete „Dame Blanche“ wirkungsvoll für das britische War Office. Vgl. E. Debryune, *Les services de renseignements alliés en Belgique occupée*, in: 14–18, *une guerre totale?* (Kolloquium, 15.–17. 1. 2003, organisiert von der ULB und dem CEGES), Brüssel (i. E.).

24 332 Agenten, die im Dienst der Alliierten tätig waren, wurden getötet, darunter elf Frauen (acht Belgierinnen, zwei Französinen und eine Engländerin). Vgl. T. Proctor, *Female Intelligence. Women and Espionage in the Great War*, New York 2003.

Der Widerstand fand seinen Ausdruck auch in Untergrundzeitungen, darunter die berühmte „La Libre Belgique“²⁵. Die Mehrzahl der belgischen Zeitungen hatten ihr Erscheinen im August 1914 eingestellt. Es blieben einige „verdeutschte“ Zeitungen wie „La Belgique“ in Brüssel oder „L'Ami de l'Ordre“ in Namur. Neben diesen Blättern gab es Zeitungen, die den Belgiern den Sieg versprachen und ihren patriotischen Eifer unterstützten, denn Verdrossenheit und Defätismus machten sich breit. Ab 1916 wollten immer mehr Zivilisten die Beschwerlichkeiten der Okkupation vergessen. Daher öffneten die Cafés und die Theater wieder ihre Tore: Sie hatten 1916/1917 großen Zulauf, sehr zum Schaden der Ultrationalisten. Die Deportation von Arbeitern, die im Herbst 1916 begann und internationale Proteste hervorrief, verbreiterte die soziale Kluft und ließ die patriotische Fassade bröckeln.²⁶ Fast 120 000 Belgier wurden deportiert, 2600 von ihnen fanden den Tod. Viele der ärmsten Arbeiter hatten sich als „Freiwillige“ gemeldet; sie wurden von den bürgerlichen „guten Patrioten“ scharf verurteilt.

Daneben entschied sich eine Minderheit von „flamingnants“²⁷ genannten militanten Nationalisten,

25 1915 lancierten einige Journalisten des „Patriote“ mit Victor Jourdain und Eugène Van Doren an der Spitze eine Untergrundzeitung mit dem Titel „La Libre Belgique“. Dieses Blatt erschien zwischen 1915 und 1918 137-mal. Vgl. P. Goemaere, *Histoire de la „Libre Belgique“ clandestine*, Brüssel 1919; P. Stephany, „La Libre Belgique“. *Histoire d'un journal libre 1884–1996*, Louvain-la-Neuve 1996.

26 Ab Oktober 1916 begannen die Deutschen, belgische Arbeiter zu deportieren, um Arbeitskräfte in Deutschland zu ersetzen. Diese Deportationen aus wirtschaftlichen Gründen verstießen gegen die Menschenrechte und zogen heftige internationale Proteste nach sich, darunter auch von der belgischen Regierung, von Kardinal Mercier und den USA. Beinahe 120 000 Belgier erlitten dieses Schicksal, 2600 von ihnen starben. Die Hälfte der Deportierten wurde nach Deutschland geschickt, die anderen in Zivilarbeiterbataillone. Vgl. zu diesem Thema: F. Passeleq, *Déportation et travail forcé des ouvriers et de la population civile de la Belgique occupée (1916–1918)*, Paris 1927; ebenso T. Delplancq, *Une chasse aux „oisifs“. Les déportations de civils à Bruxelles en 1917*, in: *Bruxelles et la vie urbaine (Archives et bibliothèques de Belgique, Sondernummer 64)*, Brüssel 2001, S. 513–539.

27 Etwa 15 000 für ihre Eigenständigkeit kämpfende Flamen begrüßten die „Flamenpolitik“ der Besatzer, die auf eine Spaltung des Landes zielte; eine Minderheit ging zur „aktiven“ Kollaboration über. Ob es nun die Nationalisten waren, die von der Besatzungsmacht manipuliert wurden (These von Lode Wils), oder umgekehrt (These von Willemssen und Elias), bleibt ein Streitpunkt in der belgischen Geschichtsschreibung. Es drängt sich die These von Lode Wils auf: Während es in Gent (D. Vanacker) schon vor dem Beginn der „Flamenpolitik“ Nationalisten gab, waren es in Antwerpen die Deutschen, die den Kontakt zu den Flamen suchten. Vgl. zu diesem Thema: L. Wils, *Flamenpolitik en Activisme. Vlaanderen tegenover België in de Eerste Wereldoorlog*, Leuven 1974; M. van Haegendoren, *Het Acti-*

die einem eher unpolitischen Milieu entstammten, mit der „Flandernpolitik“ der Besatzer zu kollaborieren, um zu erreichen, was der belgische Staat ihnen bis dahin verweigert hatte: 1916 eine flämische Universität in Gent und schließlich 1917 die administrative Teilung des Landes.²⁸ Die überwiegende Mehrheit der flämischen Bewegung und die öffentliche Meinung lehnte jedoch jede Annäherung an die Besatzer ab und nahm eine regierungstreue Haltung ein. Die wallonische Bewegung, die im November 1916 entstand, aber marginal blieb, zielte darauf, sich der „Flandernpolitik“ zu widersetzen und den Wohlstand der Wallonie zu garantieren. Die wallonischen Föderalisten stießen bei den flämischen jedoch nicht auf Resonanz.

Die flämischen Nationalisten, deren Galionsfigur Auguste Borms²⁹ darstellte, waren zwar zahlreicher und erhielten größere Unterstützung durch die Besatzungsmacht, aber sie wussten, dass ihnen die flämische Öffentlichkeit nicht folgte. Sie begannen daher, unterstützt von den Deutschen, ihre Propaganda zu intensivieren. Sie versuchten, das Bildungswesen zu infiltrieren und die Provinzräte durch Wahlen zu legitimieren (die am Ende durch Akklamation erfolgte). Mit dem Scheitern des „Raad van Vlaanderen“ bei den Wahlen am 3. Februar 1918 gewannen jedoch anti-demokratische und autoritäre Strömungen die Oberhand. Die Wahlen, die von den Deutschen angesetzt worden waren, um den Raad in den Augen der internationalen und vor allem der deutschen Öffentlichkeit zu legitimieren, wurden für alle Aktivisten zu einem Misserfolg.

visme op de kentenring des tijden, Antwerpen 1984; D. Vanacker, *Het aktivistisch avontuur*, Gent 1991; A. Vrints, *Bezette Stad. Vlaams-nationalistische collaboratie in Antwerpen tijdens de Eerste Wereldoorlog*, Brüssel 2002.

28 Am 31. Dezember 1915 kündigte Generalgouverneur von Bissing an, dass im Haushalt 1916 ein Kredit für die Universität von Gent vorgesehen sei. Niederländisch sollte die Verkehrssprache werden. Die Universität wurde 1916 eröffnet. Das Dekret vom 21. März 1917 über die administrative Aufteilung Belgiens vertiefte die Spaltung des Landes, am 22. Januar 1918 verkündete der Raad van Vlaanderen die Unabhängigkeit Flanderns.

29 Auguste Borms (1878–1946), nationalistischer flämischer Politiker. Der Gymnasiallehrer stand der flämischen Bewegung seit der Jahrhundertwende nahe und befürwortete im August 1914 die „Union sacrée“ gegen die Besatzungsmacht. So war er bald für den militanten Nationalismus gewonnen. Er trat für die Flamisierung der Universität von Gent und des Raad ein. 1919 wurde er zum Tode verurteilt, doch die Todesstrafe wurde in eine lebenslange Haftstrafe umgewandelt. 1928 wurde er freigelassen und zum Vertreter Antwerpens gewählt; seine Wahl wurde jedoch annulliert. Während des Zweiten Weltkrieges kollaborierte er erneut mit den Besatzern. 1946 wurde er zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Bereits am 31. Januar 1918 war ein gegen den Raad gerichtetes, denunzierendes Schreiben beim Berufungsgericht von Brüssel gegangen. Es war von einer Gruppe von Abgeordneten und Senatoren unterzeichnet, die im besetzten Land geblieben waren. Am 7. Februar entschied das Berufungsgericht, nach den Urhebern und Komplizen dieser Denunziation zu fahnden.³⁰ Borms und Pieter Tack³¹, die beiden Hauptfiguren der flämischen Bewegung, wurden am 8. Februar verhaftet, von den Deutschen aber sofort wieder freigelassen. Am Tag darauf ließen die Besatzer den Vorsitzenden des Berufungsgerichts und drei Kammerpräsidenten verhaften. Einer von ihnen wurde aus gesundheitlichen Gründen freigelassen, während die anderen deportiert und in Deutschland inhaftiert wurden. Die Mitglieder des Brüsseler Berufungsgerichts wurden aufgefordert, ihre Ämter niederzulegen. Am 11. Februar entschied der Oberste Gerichtshof, aus Protest seine Sitzungen auszusetzen. Die verschiedenen Amtsbezirke des Landes folgten diesem Beispiel. Am 26. März 1918 ließ der deutsche Generalgouverneur die belgischen Gerichte offiziell durch deutsche ersetzen.

Nach diesem Rückschlag begannen die Nationalisten, von einem autoritären Regime zu träumen. Sie stellten eine eigene Polizei auf, organisierten sich in bewaffneten Gruppen und bereiteten eine gewaltsame Machtübernahme vor. Aber in den letzten Kriegsmonaten konnten sie nicht mehr auf die Besatzungsmacht zählen, erhielten keinerlei Garantien, was ihre Zukunft betraf, und der Raad stand bereits im Abseits. Nach dem Waffenstillstand flohen viele Nationalisten nach Deutschland, während die Bevölkerung ihre Häuser verwüstete: Die Repression konnte beginnen. Während des Krieges war in dem besetzten Land eine Atmosphäre gegenseitiger Verdächtigungen entstanden.

30 Vgl. F. Passelecq (Anm. 15), S. 44.

31 Pieter Tack (1870–1943), Germanist an der Universität von Gent, Niederländischdozent und Publizist. Er schrieb mehrere Schulbücher und Romane und war im Willemsfonds sowie im Allgemeinen Nederlands Verbond aktiv. Während des Weltkrieges war er eine der Hauptfiguren der flämischen Bewegung. Mit J. de Decker und dem deutschen Lehrer van Dyck bildete er eine Kommission, welche die Wiedereröffnung der Universität von Gent 1916 organisierte. Als Präsident des am 4. Februar 1917 gegründeten Raad van Vlaanderen gehörte er zu der Delegation, die am 3. März in Berlin vom Reichskanzler empfangen wurde. Er tat alles, was in seiner Macht lag, um die Ziele der Nationalisten zu verwirklichen. Im November 1918 flüchtete er nach Deutschland; kurz darauf ließ er sich in Holland nieder. 1922 wurde seine Bewerbung als Dozent für Niederländisch abgelehnt, ohne Zweifel auf Betreiben der belgischen Regierung; wenig später erhielt er einen Posten in Middelburg (*Encyclopedie van de Vlaamse Beweging*, Bd. 2, Tiel-Amsterdam 1975, S. 1647f.).

Die soziale Kluft wuchs. Hinter der schönen Fassade des Patriotismus, der Einheit aller Belgier und der heroischen Solidarität eines Märtyrervolkes im Angesicht des Besatzers herrschten Überdruß und Erbitterung.

Der Sieg von 1918 und der Ausgang des Krieges

An der von Marschall Ferdinand Foch angeführten Offensive der Alliierten beteiligten sich erstmals alle belgischen Truppen. Bisher hatte sich König Albert I. stets geweigert, das Land zu verlassen und an den alliierten Offensiven teilzunehmen. Diese unerschütterliche Haltung ersparte den belgischen Soldaten den massenhaften Tod an der Somme und vor Verdun. Der König misstraute den Alliierten, und diese vergalt es ihm: Insbesondere der britische Ministerpräsident David Lloyd George verhehlte seine Verachtung für die Belgier nicht, die in den Kämpfen „lediglich“ 40 000 bis 50 000 Soldaten verloren hatten.

Auch seinen Ministern in Le Havre misstraute der König und konsultierte sie fast nie. Im September 1918 willigte er ohne Rücksprache mit dem Parlament ein, die flämische Armee anzuführen, mit dem französischen General Jean Degoutte als Chef des Generalstabes.³² Die Offensive in Richtung Brüssel begann am 28. September. Die flämische Armee überquerte die Yser, erreichte Roulers, dann Ostende, Brügge und Gent. Die belgische Armee zahlte für den Sieg in diesen letzten Schlachten einen hohen Preis: 253 Offiziere und 3 083 Unteroffiziere und Soldaten verloren ihr Leben, 26 000 weitere wurden verletzt.

Der König, seine Armee und die alliierten Truppen zogen unter Beifallsstürmen der Menge in die Städte ein. Man sprach von „joyeuses rentrées“ des Königs in die Hauptstädte der befreiten Provinzen. Höhepunkt war der Einzug in Brüssel am 22. November 1918; er folgte einer jahrhundertalten Tradition, die von der belgischen konstitutionellen Monarchie 1831 wiederaufgenommen worden war und noch immer praktiziert wird. Der junge König Albert war seit seinem Machtantritt im Dezember 1909 in die verschiedenen Provinzhauptstädte eingezogen. Schon vor dem Krieg war der Besuch des Königs ein besonderes Ereignis gewesen.³³ Im Jahre 1918 wurde diese Tradition

weitergeführt: erneuert, vertieft, belastet durch die vier Kriegsjahre: An die Stelle unbekümmerter Leichtigkeit trat eine noch tiefere und noch größere Freude.

Vor seiner Ankunft in Brüssel machte der König im Schloss von Lophem unweit von Brügge halt. Er empfing eine Delegation des Nationalen Hilfs- und Ernährungskomitees, um sich über die Lage zu informieren, sowie Repräsentanten der katholischen, liberalen und sozialistischen Partei. Er erfuhr, dass sich deutsche Soldaten gegen ihre Führung aufgelehnt hatten und die rote Fahne über dem Reichstag in Berlin wehte. Doch in Belgien drohte keine Revolution. Im ganzen Land traten die Deutschen den Rückzug an und plünderten dabei alles, was es noch zu plündern gab.

Bei den Diskussionen in Lophem ließ sich der König von der Notwendigkeit überzeugen, auf der Stelle das allgemeine Stimmrecht für Männer über 21 Jahren sowie für Kriegswitwen einzuführen – ohne das langwierige Verfahren, welches die Verfassung vorschrieb. Tatsächlich schien nur die sofortige Bewilligung des Stimmrechts helfen zu können, die Leiden des Krieges und des Wiederaufbaus zu ertragen. Der König verhandelte über die Bildung einer Dreiparteienregierung, welche die Reform zu ihrem Programm machte, und kündigte diese in seiner Kronrede am 22. November an. Das Gesetz wurde erlassen. Schon im November 1919 verringerte sich die Zahl der Mandate von Katholiken und Liberalen, und die Sozialisten erhielten mehr als ein Drittel der Sitze. Das Gesetz wurde gebrochen, um zur Legalität zurückzukehren, doch in Belgien konnten so bei Kriegsende – im Gegensatz zu den meisten Nachbarländern – soziale Unruhen verhindert werden.

Ein anderes Problem, das sich stellte, war die Frage einer flämischen Universität. Die Sprachfrage hatte sich im Verlauf des Krieges verschärft, hatte militanten Nationalismus und die „Frontisten“-Bewegung hervorgerufen. Die Nationalisten wurden wegen Kollaboration mit dem Feind verurteilt. Dem König und anderen war jedoch bewusst, dass sie den berechtigten Forderungen der Flamen Rechnung tragen mussten: In seiner Thronrede versprach er die Einrichtung einer flämischen Universität in Gent. Aber das Klima im Land war nicht günstig. Im Parlament war die flämische Elite noch weitgehend frankophon, und in der öffentlichen Meinung wurde die flämische Universität in Gent mit der „Universität von Bissing“ und mit der „Flandernpolitik“ der Besatzer in Verbindung gebracht. Erst 1930 wurde das Versprechen des Königs eingelöst. In der Zwischenzeit hatte

32 Vgl. H. Haag (Anm. 3), S. 848–865.

33 Vgl. L. van Ypersele (Anm. 2).

sich der Sprachenstreit vertieft: Die Wallonen wechselten Patriotismus mit französischer Sprache, verwendeten Attribute wie „flamboche“³⁴ und „Universität von Bissing“, was die Nationalisten, die in den Augen der Flamen die radikalsten waren, zu Märtyrern für die flämische Sache machte.

Auf diese Weise ging der Krieg zu Ende. Belgien hatte seine Neutralität aufgegeben. Die Exilbelgier kehrten heim. Die ruhmreich empfangenen Soldaten kehrten zu ihren Familien zurück, ebenso die Deportierten, und die Toten wurden betrauert. Die Bevölkerung, die tagtäglich gelitten hatte, forderte Rache. Das zerstörte Land war mit dem Problem des Wiederaufbaus konfrontiert (und mit dem der Reparationen). Zudem trug es Trauer und war von der Bürde der Erinnerung belastet.³⁵

Im Vertrag von Versailles gewann Belgien einige Gebiete hinzu (das überwiegend deutschsprachige Eupen-Malmedy), vor allem aber zwei Milliarden

Goldmark und einen ständigen Sitz in der Reparationskommission.³⁶ Dennoch hatten die Belgier sehr bald das Gefühl, den Frieden verloren zu haben, von den Alliierten verlassen zu sein, sogar verachtet zu werden. Tatsächlich musste die belgische Delegation kämpfen, um die Sonderrolle des Landes zu erhalten, und wusste durchaus von den Spannungen zwischen Frankreich und Großbritannien zu profitieren. Aber die belgische Öffentlichkeit gewann den Eindruck, dass die Rechte eines kleinen Volkes, selbst wenn dieses so ehrenhaft und märtyrerhaft gekämpft hatte wie das belgische, durch den Egoismus der Großmächte verspottet wurden. Belgische Zeitungen jeglicher Couleur zeugten 1919 von der Empörung im Land, das sich – nachdem es mit Lorbeeren überhäuft worden war – vom „Conseil des Quatre“ (USA, Großbritannien, Frankreich und Italien) schlecht vertreten fühlte. Schon nach wenigen Tagen wich die Empörung tiefer Enttäuschung, dann der Bitterkeit und am Ende der Stille. Als „Märtyrer-Land der teutonischen Barbarei“ war Belgien offenbar dem Machtappetit der Alliierten zum Opfer gefallen. Diese Opferrolle ist kennzeichnend für die belgische Erinnerung an die Zwischenkriegszeit.

34 Wortspiel aus „flamand“, „flämisch“, und „boche“, einer abwertenden Bezeichnung für Deutsche.

35 Vgl. L. van Ypersele/A. Tixhon, *Célébrations de novembre 1918 au royaume de Belgique*, in: *Le Vingtième Siècle*, (2000) 67, S. 61–78.

36 Vgl. R. Depoortere, *La question des réparations allemandes dans la politique étrangère de la Belgique après la première guerre mondiale, 1919–1925* (Classe des lettres, Académie royale de Belgique), Brüssel 1997.

Der Erste Weltkrieg – Urkatastrophe oder Katalysator?

Zum 90. Jahrestag des Kriegsausbruchs von 1914 erlebt die deutsche Öffentlichkeit eine publizistische Großoffensive – von der „Enzyklopädie Erster Weltkrieg“ über eine Welle von neuen Handbüchern bis hin zur unvermeidlichen „Spiegel“-Serie in fernsehmagazintauglicher Aufmachung.¹ So unterschiedlich die Qualität der Beiträge auch ist, sie alle scheinen auf ein öffentliches Bedürfnis zu reagieren, das den „großen Krieg“ von 1914 bis 1918 auf seine welthistorische Bedeutung hin befragt.

Seit 1979 steht allen Autoren die griffige Formel George F. Kennans zur Verfügung, wonach es sich bei diesem Krieg um die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ gehandelt habe, ein welthistorisches Desaster, das in seinen unmittelbaren Auswirkungen auf Gesellschaft und Politik bereits den Keim des Zweiten Weltkriegs und des Kalten Krieges in sich getragen habe. Eine gewisse – bereits zeitgenössische – Verklärung der Zeit von vor 1914 mag mit im Spiel sein, wenn die Zäsur des Kriegsausbruchs jahrzehntelang so verbreitet und prominent das kollektive Geschichtsbewusstsein bestimmt hat, sei es, wenn Friedrich Meinecke 1946 von der „Deutschen Katastrophe“ sprach, oder wenn Hans-Ulrich Wehler jüngst in Anlehnung an Engels, Moltke und de Gaulle die Jahre von 1914 bis 1945 als „Dreißigjährigen Krieg“ bezeichnet.² Der Betrachter kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass im publizistischen Kampf um Auflage und Gehör diejenige Deutung begünstigt

wird, welche die jeweils pointierteste und prägnanteste Epochenetikettierung hervorzaubert.

Innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft mag bei diesem Epochendenken auch die Fischer-Kontroverse eine Rolle spielen, in deren Verlauf die so genannte Kontinuitäts-These kontrovers diskutiert wurde.³ Fischers Analyse der Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland legte den Vergleich mit den nationalsozialistischen Hegemonieplänen nahe und verband zumindest die außenpolitische und die militärische Logik beider Kriege zu einer „Weltkriegsepoche“. Neben den politischen Konflikten, die sich unter der Oberfläche der Fischer-Kontroverse vermuten lassen, entwickelte sich auch ein jahrzehntelanger Streit um die Möglichkeit der Historisierung des Zweiten Weltkriegs und des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, der inzwischen wieder abgeflaut zu sein scheint. Fischers Deutungsangebot war eben auch der erste Versuch, dem Zweiten Weltkrieg seinen historischen Ort innerhalb der jüngeren deutschen Geschichte zuzuweisen, und dabei avancierten die Entfesselung des Ersten Weltkriegs und die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland zur Wurzel allen Übels.

So wichtig der Hinweis auf Kontinuitäten deutscher Hegemonialpolitik im 20. Jahrhundert bleibt, so sehr hat eine solche Perspektive auch eine merkwürdige Enthistorisierung des Ersten Weltkriegs zur Folge. Als „Auftakt und Vorbild“ (Wehler) für die nationalsozialistischen Angriffskriege und Völkermorde gerät der Erste Weltkrieg zur bloßen Generalprobe für das eigentliche Objekt des historischen Interesses, den Zweiten Weltkrieg, aus dessen Geschichte allzu leicht Fragestellungen und Erkenntnisinteressen ahistorisch auf jenen früheren Krieg übertragen werden. Wenn die Fischer-Kontroverse wichtige Beiträge zur Historisierung des Zweiten Weltkriegs geleis-

1 Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hrsg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2003; Wolfgang J. Mommsen, Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918 (Handbuch der deutschen Geschichte Bd. 17), Stuttgart 2002; Michael Salewski, Der Erste Weltkrieg, Paderborn 2002; Roger Chickering, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2002; Volker Bergahn, Der Erste Weltkrieg, München 2003; Michael Howard, Kurze Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2004. Vgl. auch Spiegel special, (2004) 1: Die Ur-Katastrophe des 20. Jahrhunderts. Die Titellustration vereint unmissverständlich Wilhelm II. und Hitler.

2 Friedrich Meinecke, Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen, Wiesbaden 1946; Hans-Ulrich Wehler, Der zweite Dreißigjährige Krieg. Der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg, in: Spiegel special (Anm. 1), S. 138–143.

3 Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht. Die Kriegsziele des kaiserlichen Deutschland 1914–1918, Düsseldorf 1961; ders., Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911–1914, Düsseldorf 1969; vgl. den Bilanzierungsversuch von Gregor Schöllgen, Griff nach der Weltmacht? 25 Jahre Fischer-Kontroverse, in: Historisches Jahrbuch, 106 (1986), S. 386–406.

tet hat, so besteht mehr denn je die Notwendigkeit, den Ersten Weltkrieg systematisch in den spezifischen historischen Kontext einzuordnen, der allein eine angemessenere Charakterisierung ermöglicht.

Auf die teleologischen Probleme und Verkürzungen, die sich aus dem Gebrauch der Begriffe „Urkatastrophe“ oder „Dreißigjähriger Krieg“ ergeben, haben kürzlich Belinda Davis und Bruno Thoß hingewiesen.⁴ Die im Französischen und Englischen gebräuchliche Bezeichnung des Krieges als „La Grande Guerre“ bzw. „The Great War“ erfreuen sich wieder größerer Beliebtheit, weil sie den Ersten Weltkrieg aus dem Schatten des Zweiten heraustreten lassen und als eigenständiges historisches Phänomen begreifen. Eine populärwissenschaftliche Publikation von Jay Winter und Blaine Baggett gipfelt allerdings in einem Ausblickskapitel, das ausführlich auf die national-sozialistische Vernichtungspolitik eingeht.⁵

Eine bloße Umkehrung der Perspektive allein genügt zwar noch nicht, um den Versuchungen der Teleologie zu entgehen, aber zumindest verspricht die Frage nach den kulturellen Folgen des Ersten Weltkriegs eine angemessenere Sichtweise als diejenige nach den Wurzeln der mörderischen Katastrophe des Zweiten Weltkriegs. Historisierung bedeutet zuallererst Kontextualisierung, und ein wissenschaftlicher Zugriff tut gut daran, den Ersten Weltkrieg an seinem spezifischen Ort zu verstehen zu versuchen.⁶ Dabei können analytische Zuspitzungen auf Teilaspekte des Krieges Differenzierungen ermöglichen und den Betrachter vor leichtfertigen Pauschalurteilen bewahren. Die Frage nach dem Epochencharakter des Ersten Weltkriegs soll an dieser Stelle im Bereich des Militärs, der globalen Kontexte, der Verwissenschaftlichung zeitgenössischer Wahrnehmungsmuster, in gesellschaftshistorischer Perspektive sowie in den Bereichen der Erfahrungsgeschichte und der politischen Kultur eine jeweils spezifische Antwort erfahren. Das Ergebnis wird kein griffiges Gesamturteil sein, sondern eine differenzierte Bewertung der historischen Funktion des Krieges für Politik, Gesellschaft und Kultur des beginnenden 20. Jahrhunderts.

4 Vgl. Belinda Davis, *Experience, Identity, and Memory: The Legacy of World War I*, in: *Journal of Modern History*, 75 (2003), S. 111–131; Bruno Thoß, *Die Zeit der Weltkriege – Epochen als Erfahrungseinheit?*, in: ders./Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich*, Paderborn 2002, S. 7–30.

5 Vgl. Jay Winter/Blaine Baggett, *1914 – 1918. The Great War and the Shaping of the 20th Century*, London 1996.

6 Vgl. dazu grundlegend B. Thoß (Anm. 4).

Militär

Der Ausbruch des Krieges traf die militärischen Eliten und das kulturell militarisierte Bürgertum Europas mitnichten überraschend. Die Katastrophe eines kommenden Weltkriegs war in der Öffentlichkeit von Friedrich von Bernhardi bis August Bebel, von Jean Jaurès bis H.G. Wells oder in den Bildern Ludwig Meidners präsent, und der Rüstungswettlauf konnte keinen Beobachter darüber im Unklaren gelassen haben, dass während der relativen europäischen Friedenszeit seit den preußisch-deutschen Einigungskriegen eine nie dagewesene Akkumulation militärischer Vernichtungspotentiale stattgefunden hatte. Demgegenüber erschien es lange Zeit erstaunlich, welches Ausmaß an Fehleinschätzungen, realitätsfremden strategischen Planungen und organisatorischem Chaos schon die ersten Wochen und Monate des Krieges kennzeichnete.

Für die historische Forschung wurde die Frage dringlich, inwieweit die kriegerische Kraftretorik bzw. die apokalyptischen Warnungen der Vorkriegszeit Eingang in organisatorische Vorbereitungen und kollektive Erwartungshaltungen gefunden hatten. Ein Sammelband des German Historical Institute in Washington hat dazu, ob der „totale Krieg“ antizipiert worden sei, äußerst differenzierte und vergleichende Antworten präsentiert.⁷ Während die militärische, insbesondere aber die wirtschaftliche Mobilmachung schlechter funktionierte, als es von den Zeitgenossen erwartet wurde, waren sich andererseits die politischen und militärischen Eliten bereits in den ersten Kriegstagen über die Tragweite der Ereignisse im Klaren. Nicht nur Lord Grey, sondern auch der deutsche Generalstab sah „über Europa die Lichter ausgehen“.⁸ An die Stelle von Erwartungen eines kurzen Feldzugs nach dem Vorbild des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 war den Verantwortlichen das Heraufziehen des industriellen Massenkrieges deutlich bewusst. Dieses Wissen beschränkte sich nicht auf eingeweihte Zirkel der militärischen Planer – jedermann konnte diese Besorgnisse bereits in den ersten Kriegstagen in der Zeitung nachlesen. Die „Neue Preußische Zeitung“ etwa wies warnend auf „außergewöhnliche

7 Vgl. Manfred F. Boemeke/Roger Chickering/Stig Förster (Hrsg.), *Anticipating Total War: the German and American experiences, 1871–1914*, Cambridge 1999.

8 Stig Förster, *Der deutsche Generalstab und die Illusion des kurzen Krieges, 1871–1914. Metakritik eines Mythos*, in: *Militärhistorische Mitteilungen*, 54 (1995), S. 61–95.

Anforderungen“ hin, „die nicht bloß an die Kämpfer im Felde, sondern auch an die Bevölkerung in der Heimat gestellt werden müssen, an ihre Geduld, Opferwilligkeit, Unbeugsamkeit, Zähigkeit im Ausharren. Wir gehen einem Kampfe entgegen, in dem uns möglicherweise der große Friedrich das rechte Vorbild sein wird, er, der keinem Schicksalsschlage erlag, der nach jedem Ungemach dem Feinde doch wieder die Stirn bot, bis sie schließlich der siegreiche Lorbeer schmückte.“⁹

Der enthusiastische Kriegstauamel, der mit einer siegreichen Heimkehr noch vor Weihnachten rechnete, war nicht nur die Sache einer kleinen Minderheit von jungen bürgerlichen Männern in den großstädtischen Zentren,¹⁰ sondern zu einer solchen Haltung gehörte auch ein bemerkenswertes Maß an Selbsttäuschung. Umso merkwürdiger nehmen sich dann allerdings militärtechnische, besonders aber wirtschaftliche Fehleinschätzungen aus, die rückblickend rätselhaft erscheinen: etwa das irrationale Vertrauen auf die Kavallerie und die Beurteilung des Maschinengewehrs als Angriffswaffe, oder die offensichtlich völlig unzureichenden Konzeptionen für die Kriegswirtschaft.¹¹

Paradoxerweise erwies sich eine der am schlechtesten auf den Krieg vorbereiteten Nationen, Großbritannien, bereits in den ersten Kriegsmonaten insbesondere im ökonomischen Bereich als eine der flexibelsten und letztlich erfolgreichsten.¹² Gleichzeitig standen mit dem Krimkrieg, dem amerikanischen Bürgerkrieg und nicht zuletzt mit der Belagerung von Paris 1871 Beispiele für die Zukunft der industrialisierten Kriegführung zur Verfügung.¹³ Das militärische Erfahrungswissen des 19. Jahrhunderts war weitaus realistischer, als es die romantischen Bildpostkarten von heroischen Kavallerieattacken suggerierten, und es war nicht notwendigerweise mit dem August 1914 obsolet.

9 Neue Preußische Zeitung, Morgenausgabe vom 1. 8. 1914.

10 Vgl. Jeffrey Verhey, *Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000; Christian Geinitz, *Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft*, Essen 1998.

11 Dazu z. B. Gerald D. Feldman, *Hugo Stinnes and the Prospect of War before 1914*, in: M. F. Boemeke u. a. (Anm. 7), S. 77–95.

12 Vgl. Jay Winter, *The Great War and the British People*, London 1986; Gerard DeGroot, *Blighty. British Society in the Era of the Great War*, London-New York 1996.

13 Diese Vorbilder dienten z. B. der deutschen Heeresführung dazu, die *Franc-tireur-Furcht* früherer Kriege zum Anlass für ein rücksichtsloses Vorgehen gegen die belgische und französische Zivilbevölkerung zu machen. Vgl. dazu John Horne/Alan Kramer, *Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit*, Hamburg 2004. *Anmerkung der Redaktion*: Vgl. dazu auch den Beitrag von Laurence de Ypersele in diesem Heft.

Der Kriegsausbruch präsentiert sich also als ein gemischtes Phänomen, das vorwiegend durch den Dilettantismus der Verantwortlichen und die romantische Naivität und Ignoranz der kriegsfreiwilligen Bürgersöhne den Charakter einer historischen Zäsur erhielt, obwohl realistische Prognosen und Erwartungshaltungen nachweislich im Bereich des zeitgenössisch Denkbaren lagen.

Globaler Kontext

In diesen Zusammenhang gehört ein Aspekt der mentalen und konzeptionellen Kriegsvorbereitungen, der lange Zeit im übertragenen Sinne einen Nebenkriegsschauplatz der historischen Forschung dargestellt hat. Die Friedenszeit vor 1914 war nur eine europäische, denn in den Kolonialreichen wurden vor 1914 regelmäßig Kriege geführt, und deshalb muss die koloniale Perspektive bei der Beurteilung der Bedeutung des Ersten Weltkriegs eine stärkere Rolle spielen, als dies in der Vergangenheit der Fall gewesen ist. Europäische Kriegserfahrungen vor 1914 waren weitgehend überseeische, gleichsam touristische Erfahrungen.

Neuere Forschungen gehen inzwischen auf den vergleichsweise „totaleren“ Charakter der Kolonialkampagnen ein, die bereits zur Jahrhundertwende ein neues Aggressions- und Vernichtungspotenzial entwickelten.¹⁴ Neben die herkömmliche militärische Taktik und Strategie traten Elemente einer Totalisierung der Kriegführung, die auf die systematische Vernichtung der sozialen und ökonomischen Lebensgrundlagen der feindlichen Gesellschaft und Kultur zielten. Vernichtungs- und Vertreibungskriege waren längst in den Kolonien erprobt, bevor das europäische „Zeitalter der Weltkriege“ anbrach. Als sich das Aggressionspotenzial der europäischen Kolonialmächte dann nicht mehr gegen weit unterlegene Afrikaner oder Chinesen, sondern gegen sich selbst richtete, erfuhr die Kriegführung so etwas wie eine „Kolonialisierung“. Rücksichtslosigkeit und industrielle Menschenverachtung des modernen Krieges kehrten heim und lösten unter den Zeitgenossen einen epochalen Schock aus, weil diese Art kriegerischer

14 Eine gründliche Kritik des Begriffs „totaler Krieg“ unternimmt Roger Chickering, *Total War: The Use and Abuse of a Concept*, in: M. F. Boemeke u. a. (Anm. 7), S. 13–28; zum Kolonialkrieg vgl. die Beiträge von Trutz von Trotha, „The Fellows Can Just Starve“: On Wars of „Pacification“ in the African Colonies of Imperial Germany and the Concept of „Total War“, in: ebd., S. 415–435; Sabine Dabringhaus, *The German War in China, 1900–1901*, in: ebd., S. 459–476.

Aggression bislang nur weit entfernt praktiziert worden war. Dazu passt auch die diskursive Kolonialisierung der Feindbilder, die sich während des Krieges insbesondere in Deutschland entwickelte: Die Feinde wurden nicht mehr nur als europäische Nachbarn, sondern als exotische, „fremdrassige“ Wilde imaginiert – eine Entwicklung der Fremdwahrnehmungen, die einerseits durch die Präsenz von Kolonialtruppen an der Westfront angeheizt wurde, die dabei allerdings nicht nur die chauvinistische Propaganda des Ersten Weltkriegs prägte, sondern sich bis in die Deutungskonzepte der einfachen Kriegsteilnehmer hinein fortsetzte.¹⁵ In dieser diskursiven Tendenz lässt sich in der Tat eine historische Kontinuität zum „touristischen Blick“ während des Vernichtungskriegs der vierziger Jahre ausmachen.¹⁶ Allerdings ist der Erste Weltkrieg innerhalb dieser Entwicklung weniger als Initialzündung als vielmehr in der Rolle eines Transformationsereignisses zu sehen, das kulturelle Gewaltpotentiale aus den Kolonialreichen auf die europäischen Schlachtfelder überführte.

Verwissenschaftlichung der Wahrnehmung

In ähnlicher Weise wie im Bereich der Totalisierung des Krieges kann der Erste Weltkrieg als historische Gelenkstelle des Zeitalters der Verwissenschaftlichung moderner Wahrnehmungs- und Deutungswelten aufgefasst werden. Der Siegeszug von Technik und Naturwissenschaften, insbesondere aber die Entwicklung der biologischen Wissenschaften und der Anthropologie trugen erheblich zur Kulmination symbolischer und praktischer Gewaltpotentiale im frühen 20. Jahrhundert bei. Die Wissenschaftsgläubigkeit der Moderne erlaubte um die Jahrhundertwende ein beinahe geschlossenes Weltbild, das technische und naturwissenschaftliche Innovationen ebenso enthielt wie sozialdarwinistische Parolen vom „Überleben des Stärkeren“ und als Anthropologie verbrämte Rassismen. Die allseits vollzogene Deutung sozialer, kultureller und ökonomischer Strukturen nach Maßgabe „wissenschaftlich erwiesener“ Kriterien

15 Vgl. Aribert Reimann, *Der große Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs*, Essen 2000, S. 210–222.

16 Dazu ausführlich mit einem Vergleich beider Weltkriege Klaus Latzel, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945*, Paderborn 1998, bes. S. 133–182.

und Wertmaßstäbe erstreckte sich von der Relativitätstheorie bis zur Anthropometrie und markierte den vorläufigen Höhepunkt der Machbarkeitsdoktrin des westlich-technologischen Zeitalters.

Gleichzeitig wurde damit für geopolitische Hegemonialvorstellungen das „Menschenmaterial“ kriegerischer Expansionsräume zu welthistorischem Rohstoff bzw. Abfall umgedeutet, dessen Behandlung kaum größere ethische Probleme aufzuwerfen schien als die Salpeterproduktion für die Munitionsherstellung.¹⁷ Der menschliche Faktor wurde auf dem Schlachtfeld zur bloßen technischen Randbedingung neuartiger Waffen (Flugzeuge, Giftgas, U-Boote, Flammenwerfer, Panzer), ebenso wie soziale und kulturelle Differenzen in den besetzten osteuropäischen Gebieten von deutscher Seite auf bloße Anwendungsfragen der Verwaltung und der Sozialhygiene reduziert wurden.¹⁸ Wiederum lassen sich Parallelen zwischen kolonialen Herrschaftspraktiken, der mörderisch-rationalen Kriegführung an der Westfront des Ersten Weltkriegs, dem türkischen Genozid an den Armeniern oder der Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten in Osteuropa ausmachen.

Der Erste Weltkrieg war nicht der Ursprung dieser mörderischen, verwissenschaftlichten Praktiken, aber er stellt eine wichtige Etappe dar, insofern die instrumentelle Rationalität des wissenschaftlichen Paradigmas der Hochindustrialisierung zum ersten Mal voll auf die sozialen Realitäten Europas durchschlug. Wichtig ist insbesondere die enge Beziehung zwischen den Verwissenschaftlichungstendenzen der industriellen Moderne und den europäischen Nationalismen der Vorkriegszeit.¹⁹ Die Brisanz der europäischen Nationalismen und des zeitgenössischen modernen Antisemitismus erklärt sich auch aus ihrem vorgeblich wissen-

17 Ein interessantes Detail stellt in diesem Zusammenhang das in Großbritannien während des Krieges kolportierte Gerücht dar, hinter den deutschen Linien befänden sich Fabrikanlagen, in denen die Leichen gefallener alliierter Soldaten zu Seife und ähnlichen kriegswichtigen Rohmaterialien verarbeitet würden. Die zeitgenössische Imagination war in der wissenschaftlich-instrumentellen Rationalität so sehr befangen, dass einerseits solche Gerüchte von weiten Teilen der Zivilbevölkerung für glaubhaft befunden wurden, andererseits die späteren Vernichtungspraktiken des nationalsozialistischen Genozids an den europäischen Juden diesen Vorstellungswelten erschreckend nahe kamen.

18 Vgl. zur deutschen Besatzungspraxis und Wahrnehmung Osteuropas im Zweiten Weltkrieg Gabriel Vejas Liulevicius, *Kriegsland im Osten. Eroberung, Kolonisierung und Militärherrschaft im Ersten Weltkrieg*, Hamburg 2002.

19 Dazu jetzt die grundlegende Studie von Christian Geulen, *Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert*, Hamburg 2004.

schaftlichen Charakter, der einerseits die „Ära der Weltkriege“ prägte, andererseits aber lange vor 1914 Eingang in die europäischen Wahrnehmungs- und Deutungsapparate gefunden hatte.

Gesellschaftsentwicklung

Die sozialhistorischen Verwerfungen, die mit dem Ersten Weltkrieg einhergingen, sind seit geraumer Zeit ein Schwerpunkt der geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung. Allerdings hat sich ein grundlegender Paradigmenwechsel ereignet, der das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse von den „harten Fakten“ der sozialen Ungleichheiten auf die „weichen“ zeitgenössischen Deutungsräume der kulturellen Praktiken verlagert hat, die den sozialen Beziehungen Sinn und Bedeutung verliehen. Während die Arbeitergeschichtsschreibung und die Sozialgeschichte des Bürgertums fast vollständig zum Erliegen gekommen sind, blüht andererseits die Kulturgeschichte des Bürgertums und des Ersten Weltkriegs. Der „bürgerliche Wertehimmel“²⁰ des 19. Jahrhunderts erlebte im Ersten Weltkrieg seine bis dahin schwerste Belastungsprobe und ging deutlich transformiert (bzw. deformiert) aus diesem Konflikt hervor. Die Ursachen für diese Krise wurden lange Zeit im ökonomischen Bereich gesehen. Die ältere Forschung hat wichtige Beiträge zu einer differenzierten Sichtweise beigetragen, etwa wenn die relative Verarmung der ungelerten Arbeiter den relativen Einkommensgewinnen der Fachkräfte in den kriegswichtigen Industrien gegenübergestellt werden konnte.²¹ Im Bereich der abhängig Beschäftigten ergab sich ein komplexes Bild von ausbildungs- und branchenabhängigen Bedingungen des Lebensstandards, das allerdings ebenfalls in einen längerfristigen Kontext über die Kriegszeit hinaus eingeordnet werden muss. Für die bürgerlichen Mittelschichten galt lange Zeit die Vorstellung von der beinahe sprichwörtlichen Enteignung durch die deutsche Inflation von 1914–1923, wobei allerdings darauf hingewiesen werden muss, dass in diesem Bild häufig die durchaus nicht seltenen Inflationsgewinner innerhalb des Wirtschaftsbürgertums vergessen wurden.

20 Vgl. den inzwischen einschlägigen Einblick in unterschiedliche habituelle Praktiken der „Bürgerlichkeit“ in dem Sammelband von Manfred Hettling/Stefan-Ludwig Hoffmann (Hrsg.), *Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 2000.

21 Vgl. Jürgen Kocka, *Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918*, Göttingen 1973.

Festzuhalten bleibt, dass der Erste Weltkrieg in der Tat eine Phase enormer ökonomischer Unsicherheit und Mobilität darstellt, die – zumindest in Deutschland – auf die Zeitgenossen tief verstörend gewirkt hat.²² Der internationale Vergleich kann dazu beitragen, diese exklusiv deutsche Perspektive zu relativieren, sei es durch einen Vergleich mit der relativen Stabilität der westeuropäischen Gesellschaften, die unter Vermeidung inflationärer Entwicklungen die Nachkriegsdepression voll auf die Arbeiterschaft abwälzten, sei es durch den Verweis auf die zeitgenössische Erfahrung in Russland, wo durch die revolutionären und bürokratiebedingten Umwälzungen das ohnehin schwache Bürgertum völlig vernichtet wurde und mit dem Jahr 1917 ohne Zweifel ein tiefer Epochenbruch verbunden ist.

In der neueren Forschung sind demgegenüber die symbolischen Ordnungen des Sozialen ins Zentrum des Interesses gerückt. „Bürgerlichkeit“ z. B. ist demnach nicht länger nur eine sozialökonomische Schichtungskategorie innerhalb moderner ausdifferenzierter Gesellschaften, sondern auch als Ensemble kultureller, symbolischer und habituel- ler Praktiken zu begreifen, die spezifische Formen bürgerlicher „Respektabilität“ in unterschiedlichen Kontexten kontinuierlich immer neu manifestieren und fortschreiben. Im Kontext europäischer Bürgerlichkeitsvorstellungen kommt dabei insbesondere den symbolischen Geschlechterverhältnissen zentrale Bedeutung zu. In herkömmlicher Perspektive galt der Erste Weltkrieg als das wichtigste Transformationsereignis innerhalb einer Emanzipationsgeschichte der Frauen, insbesondere auf Grund der relativen politischen Emanzipation durch die Verleihung des Wahlrechts in vielen europäischen Staaten. Der kriegsbedingte weibliche Durchbruch auf dem Arbeitsmarkt in viele bislang typische Männerberufe galt als Ausweis eines epochalen sozialökonomischen Emanzipationsfortschritts. Doch diese Sichtweise ist längst einer gründlichen Relativierung und Differenzierung unterzogen worden.²³ Von einem quantitativen Durchbruch der Frauen in die Berufswelt kann demnach kaum die Rede sein, sondern vielmehr von einer branchenbedingt erhöhten Sichtbarkeit weiblicher Arbeit in den kriegswichtigen Industriebetrieben oder öffentlichen Dienstleis-

22 Die beste Gesamtdarstellung bietet Gerald D. Feldman, *The Great Disorder. Politics, Economics, and Society in the German Inflation, 1914–1924*, Oxford–New York 1997.

23 Vgl. bes. Ute Daniel, *Fiktionen, Friktionen und Fakten – Frauenlohnarbeit im Ersten Weltkrieg*, in: Wolfgang Michalka (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, München 1994, S. 530–562.

tungen, die allerdings auch nicht von Dauer war, sondern mit Kriegsende nach Kräften zurückgedrängt wurde.

Die epochalen emanzipatorischen Potenziale des Ersten Weltkriegs erscheinen demnach gegenüber den Fortschritten der nachfolgenden Friedensjahre deutlich geschmälert und relativiert. Gleichzeitig erlangten in der historischen Analyse die symbolischen Implikationen der Geschlechterverhältnisse größeres Gewicht.²⁴ Die prominente (auch propagandistische) Symbolfunktion der Frauen an der „Heimatfront“ stellte für die Zeitgenossen offenbar einen bemerkenswerten Kontrast zum Scheitern romantisch-heroischer Männlichkeitsideale in den Schützengräben dar. Entgegen herkömmlicher Erwartungen erschienen die Männer als die Hauptopfer des Krieges, und die überkommenen habituellen Ideale der Männlichkeit waren auf die Erfahrung des Ersten Weltkrieges nicht mehr ohne weiteres übertragbar. Im Bereich der Geschlechterwahrnehmungen ist daher an die Stelle des Emanzipationsmodells zunehmend die Vorstellung einer Krise der Männlichkeit getreten, die sich für die Zeitgenossen als spektakuläre „Verweiblichung“ der Männer oder auch des gesamten Zeitalters darstellte. Dazu haben nicht zuletzt Untersuchungen zur männlichen Invalidität beigetragen, welche die alltägliche Wahrnehmung des Krieges weit über das Kriegsende hinaus prägte.²⁵ Die physisch und gerade auch psychisch verstümmelten Opfer des Weltkrieges hatten in ihrer Rolle als Geschlagene und Gedeemütigte offenbar erheblichen Einfluss auf die imaginierte habituelle Geschlechterbalance innerhalb der sozialen Ordnungen der kriegführenden Gesellschaften. Die Übertragung des weiblich codierten psychiatrischen Vorkriegsdiskurses der „Hysterie“ und des Krankheitsbildes der „Neurasthenie“ auf die traumatisierten „Kriegszitterer“ hat ein Übriges zur Verunsicherung der männlichen Geschlechteridentität beigetragen.²⁶

24 Dazu z. B. der umfassende Sammelband von Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.), *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt/M. 2002.

25 Vgl. Joanna Bourke, *Dismembering the Male. Men's Bodies, Britain, and the Great War*, London 1996; Sabine Kienitz, „Fleischgewordenes Elend“. Kriegsinvalidität und Körperbilder als Teil einer Erfahrungsgeschichte des Ersten Weltkrieges, in: Horst Carl/Nikolaus Buschmann (Hrsg.), *Die Erfahrung des Krieges*, Paderborn 2001, S. 215–238.

26 Dazu allgemein und in langfristiger Perspektive Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, Darmstadt 1998.

Über die Auswirkungen dieser tiefen Krise mag man spekulieren.²⁷ Faschistische Männlichkeitsideale gelten demnach als eine Antwort auf die krisenhafte Kriegserfahrung, indem die männliche Traumatisierung durch den industriellen Krieg negiert und mit Hilfe älterer dichotomischer, frauenfeindlicher und männerbündischer Orientierungsmaßstäbe abgewehrt werden sollte. Wenn der Erste Weltkrieg in diesem Bereich als epochale Erschütterung bewertet wird, so scheint die langfristige Wirkung des Krieges darin zu bestehen, dass die erschütternde Erfahrung des Krieges zumindest von radikalen Teilen der männlichen Zeitgenossen geleugnet wurde. Gleichzeitig ist davor zu warnen, die prominenten Deutungsangebote radikaler Minderheiten (z. B. in der Literatur Ernst Jüngers) unbesehen zu verallgemeinern, denn zumindest unter den Kriegsteilnehmern entwickelte sich auch ein Diskurs des negativen Heroismus, der weniger die männerbündische Aggressivität als vielmehr die aufopferungsvolle Leidensfähigkeit zum Kernbestand männlicher Identität stilisierte. Auch darf nicht übersehen werden, dass die übergroße Mehrheit der heimkehrenden Kriegsteilnehmer keinen anderen Wunsch hatte, als möglichst schnell die gewohnten männlichen Rollenmuster in einer zivilen Gesellschaft wieder aufzunehmen. Die Zahl derjenigen, die durch den Krieg entwurzelt ihren Platz als Familienväter oder Arbeitnehmer nicht wiederfinden konnten oder wollten und stattdessen in die männerbündische Radikalisierung flüchteten, war verhältnismäßig niedrig.

Erfahrungsgeschichte

In erfahrungshistorischer Perspektive gilt die Veralltäglichsung von symbolischer und praktischer Gewalt als wichtigstes Signum des Ersten Weltkrieges. Dabei wird immer wieder auf die massenhafte (männliche) Erfahrung von Gewalt und Tod an den Fronten verwiesen, aber auch auf den Einbruch kollektiver Gewalt in die Zivilgesellschaften der Nachkriegsjahre, die in Deutschland, in Russland, aber auch in Irland in den Bürgerkrieg führten oder wie in Italien zeitweise bürgerkriegs-

27 Ein spekulativer Klassiker ist die Untersuchung ausgewählter Freikorpsliteratur durch Klaus Theweleit, *Männerphantasien*. 2 Bde., Frankfurt/M. 1978. Den männerbündischen Aspekt faschistoider Männlichkeitsideale nach dem Ersten Weltkrieg betont Sven Reichardt, *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrismus und in der deutschen SA*, Köln 2002.

ähnliche Zustände erlebten. Die kriegsbedingt teilweise unkontrollierte Proliferation von Waffen in der Bevölkerung begünstigte derartige Entwicklungen. Die offenbar gewordenen sozialen Gewaltpotenziale jener Jahre sind in der Tat erschreckend, etwa diejenigen der deutschen Freikorps in Bayern, im Ruhrgebiet oder im Baltikum, insbesondere aber auch die Gewaltexzesse im russischen Bürgerkrieg. Eine epochale und generelle Brutalisierung der europäischen Gesellschaften durch den Ersten Weltkrieg schien damit lange Zeit als ausgemacht und bildete einen festen Bestandteil der Vorstellung von der „Urkatastrophe“ des Ersten Weltkriegs.

Neuere Forschungen laden aber auch hier zu Differenzierungen ein. Es scheint durchaus fraglich zu sein, inwiefern der Erste Weltkrieg wirklich eine epochale Zäsur markiert, denn längerfristige Perspektiven offenbaren Kontinuitäten der Entwicklung sozialer Gewaltkulturen über die Kriegszeit hinaus, die längst nicht überall auf eine kollektive „Brutalisierung“ der europäischen Gesellschaften hindeuten.²⁸ Gleichzeitig muss wohl auch im Bereich der Gewalterfahrung und -praxis stärker zwischen prominenten Trägern der Gewalt (insbesondere den anti-revolutionären Kampfverbänden) und gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen sowie zwischen unterschiedlichen nationalen Erfahrungen unterschieden werden. Die Radikalisierung symbolischer Gewalt in Form von entmenslichten Feindbildern und einer semantischen Polarisierung der Öffentlichkeit ist dabei ebenso zu berücksichtigen.

Die bereits beschriebene „Kolonialisierung“ von Feindbildkomplexen setzte sich nach Kriegsende innenpolitisch fort. In der nahtlos fortgesetzten deutschen Propaganda gegen die alliierte Besetzung des Rheinlandes etwa spielten nicht selten Versatzstücke des imperialen Rassismus der Vorkriegszeit eine zentrale Rolle. Afrikanische Truppen am Rhein waren in dieser Perspektive eine rassenbiologische Bedrohung, die den „europäischen Kulturboden“ zu „verseuchen“ drohte.²⁹ In anderen Bereichen lässt sich die Entstehung von integrierten Feindbildkomplexen beobachten, in

denen mehrere Feindbilder zusammenfielen, so z. B. im Falle des Anti-Bolschewismus, der nicht nur politische, slawophobe und antisemitische Aggressionen bündelte, sondern auch bis weit in das liberale Bürgertum der Nachkriegszeit hinein als mehrheitsfähig gelten konnte.³⁰ Der Erste Weltkrieg bewirkte hier eine Konzentration und aggressive Aufladung semantischer Gewaltpotenziale, welche die politische Kultur der Nachkriegszeit vergifteten.

Das Resultat dieser ökonomischen, sozialen und symbolischen Krisenerfahrungen im Bereich sozialer Ordnungsvorstellungen war ein allgegenwärtiges Bewusstsein der Bedrohung gerade auch der Heimatgesellschaften durch Krieg und Zerstörung, Niederlage, Bürgerkrieg und ökonomische Zerrüttung. Das „lieb‘ Vaterland“ konnte ganz offensichtlich nicht mehr „ruhig sein“. Die kulturelle Antwort auf diese Erfahrungen ließ nicht auf sich warten, zumal bereits vor dem Krieg die Hochindustrialisierung soziale Transformationsprozesse in Gang gesetzt hatte, die – wenn auch in abgeschwächter Form – eine ähnliche Bedrohung der herkömmlichen Lebensweise darzustellen schienen. Der Erste Weltkrieg steht chronologisch inmitten einer Hochkonjunktur der „Heimat“-Ideologie, die einerseits gegenüber den ökonomischen und sozialen Trends der Hochindustrialisierung aus einer Defensivposition vor dem Verlust imaginierter kultureller und ökologischer Güter warnte, andererseits aber in utopischer Geste bei der Formulierung langfristiger sozialer und politischer Zukunftsmodelle Berücksichtigung fand.³¹ Unter den Kriegsteilnehmern entwickelte der „Heimat“-Gedanke auf allen Seiten mythische Attraktivität und Symbolwirkung, sei es als Sehnsuchtsmotiv oder auch als Motivationsstrategie.³² Die Vorstellungswelten der Zeitgenossen wurden von dem Ideal der „Heimatlichkeit“ durchtränkt, das gleichzeitig seinerseits von diffusen Wunsch-

28 Vgl. die differenzierten und innovativen Beiträge in Dirk Schumann/Andreas Wirsching (Hrsg.), *Violence and Society after the First World War* (Journal of Modern European History 2003/1), München 2003.

29 Die Konsequenzen dieser Rassismen untersucht Reiner Pommerin, *Sterilisierung der Rheinlandbastarde. Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918–1937*, Düsseldorf 1979.

30 Wolfram Wette, *Rußlandfeindbilder der Deutschen im 20. Jahrhundert*, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, (1995) 1, S. 38–64; Michael Scherrmann, *Feindbilder in der württembergischen Publizistik 1918–1933. Rußland, Bolschewismus und KPD im rechtsliberalen „Schwäbischen Merkur“*, in: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hrsg.), *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Essen 1997, S. 388–402.

31 Vgl. grundlegend Alon Confino, *The Nation as a Local Metaphor: Württemberg, Imperial Germany, and National Memory, 1871–1918*, Chapel Hill-London 1997.

32 Vgl. Anne Lipp, *Friedenssehnsucht und Durchhaltebereitschaft. Wahrnehmungen und Erfahrungen deutscher Soldaten im Ersten Weltkrieg*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, 36 (1996), S. 279–292; Benjamin Ziemann, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923*, Essen 1997.

vorstellungen der Heimatschutzbewegungen und einer anti-industriellen Sozialromantik der Vorkriegszeit geprägt war. Die Erfahrung des Ersten Weltkriegs stellte die bis dahin wohl schärfste soziale und existenzielle Herausforderung des Industriezeitalters dar und begünstigte gleichzeitig eine massive Renaissance einer rückwärtsgewandten Moderne. Die praktischen Auswirkungen dieser „Heimat“-Begeisterung lassen sich in so unterschiedlichen Feldern wie den städtebaulichen Konzepten des frühen 20. Jahrhunderts oder der Entwicklung des „Heimat“-Tourismus im eigenen Land beobachten.

Politische Kultur

Die politische Kultur in den kriegsteilnehmenden Staaten konnte von derartigen symbolischen Krisen nicht unberührt bleiben. Das Vertrauen in die Kompetenz und Autorität der politischen und militärischen Eliten war in allen kriegführenden Gesellschaften nach kurzer Zeit auf ein Minimum zusammengeschmolzen. Die Ursachen waren insbesondere die militärtaktische Praxis an der Front und die sich krisenhaft zuspitzenden Versorgungsfragen in den Heimatgesellschaften. Die andauernde Einfallsllosigkeit und offensichtliche Geringschätzung von Tausenden Menschenleben durch die kommandierenden Generale an der Westfront beraubte die militärische Führung sehr schnell des Respekts ihrer Soldaten. Zwar blieb die offene Meuterei der französischen Soldaten bei Chemin-des-Dames im Mai 1917 eine Ausnahme, und die Disziplin hielt an der Westfront erstaunlich lange (während sie in der russischen Armee ab 1915 sukzessive zusammenbrach), doch die Institutionen des Militärs und der politischen Führung waren unter dem Eindruck des Krieges sehr schnell beschädigt. Ähnliches gilt für die Reaktion der Bevölkerung auf die Versorgungskrise. Der in Deutschland laut werdende Ruf nach einem „Versorgungsdiktator“ wies einerseits auf das zerrüttete Vertrauen gegenüber den zuständigen Behörden hin und reflektierte andererseits auch das Verschwinden nationaler Integrationssymbole wie der Monarchie aus der Öffentlichkeit.³³

In diese Krise der politischen Kultur des Vertrauens mischten sich Stimmen des politischen Messianismus, die in der zweiten Kriegshälfte quer durch

33 Dazu Belinda Davis, *Home Fires Burning. Food, Politics, and Everyday Life in World War I* Berlin, Chapel Hill–London 2000, S. 114–135.

alle politischen Lager hindurch zu vernehmen waren und nicht wenig zur Popularität Hindenburgs weit über das Kriegsende hinaus beigetragen haben.³⁴ Die Popularität, die Marschall Pétain seit der Meuterei am Chemin-des-Dames in Frankreich erlangen konnte, kann hier als parallele Entwicklung betrachtet werden. Langfristige zeittypische Elemente der Personalisierung des Politischen in der entstehenden Mediengesellschaft fanden in sehnsüchtigen Erwartungshaltungen der Bevölkerung an die Politik neue Nahrung. Die Leidenserfahrung des Krieges trug auch in der politischen Kultur zur Destabilisierung liberaler und institutioneller Ordnungsvorstellungen und zu einer pseudo-religiösen Aufladung politischer Erwartungshaltungen bei: „Wann wird der steigen aus dem Himmelsbogen / der, welcher Moses ist, die Tafel, das Gesetz?“³⁵ Einer erfolgreichen Durchsetzung säkularer, rechtstaatlicher, demokratischer und institutionengebundener Politikvorstellungen konnte eine solche Rhetorik in einer linksliberalen Zeitung kaum dienlich sein.

Einen weiteren und in seiner Bedeutung kaum zu überschätzenden Bestandteil der kriegsbedingten politischen Kultur stellte das öffentliche Gedenken und Trauern um die Kriegsoffer dar. Die neuere Forschung hat umfangreiche Beiträge zur Memorialkultur der Nachkriegszeit erarbeitet, die diese zentrale Rolle des Totengedenkens angemessen repräsentieren.³⁶ Der massenhafte Soldatentod reichte bis in jede einzelne Familie der kriegsbeteiligten europäischen Gesellschaften und gehört damit zu den einschneidendsten sozialen Erfahrungen des Ersten Weltkrieges. Die kulturellen Reaktionen auf diesen Schock konnten sehr unterschiedlich ausfallen, doch einige generelle Trends sind auszumachen. Zunächst bestand für die Verantwortlichen das Problem, das millionenfache Sterben in eine national integrative symbolische Sinnstiftung zu überführen. In Großbritannien und

34 Vgl. A. Reimann (Anm. 15), S. 253–257; zu den Auswirkungen in der Nachkriegszeit Klaus Schreiner, *Politischer Messianismus, Führergedanke und Führererwartung in der Weimarer Republik*, in: Manfred Hettling u. a. (Hrsg.), *Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen* (Hans-Ulrich Wehler zum 60. Geburtstag), München 1991, S. 237–247.

35 Adolf von Hatzfeld in der Frankfurter Zeitung, *Abendblatt* vom 7. 11. 1918.

36 Vgl. Jay Winter, *Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European Cultural History*, Cambridge 1995; Michael Jeismann/Reinhard Koselleck (Hrsg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994; zur französischen Denkmalkultur Annette Becker, *Les Monuments aux Morts*, Paris 1989; allgemeiner zur kulturellen Erinnerung des Krieges Helmut Berding/Klaus Heller/Winfried Speitkamp (Hrsg.), *Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 2000.

Frankreich wählte man die Form des Grabmals des „Unbekannten Soldaten“, das den Versuch darstellte, den Opfertod für die Nation zu anonymisieren und dadurch zu demokratisieren. In Deutschland schlug das Projekt eines zentralen nationalen Ehrenmals fehl, was einerseits in der politisch umstrittenen Deutung der Kriegsniederlage und andererseits im Fehlen eines national anerkannten symbolischen Zentrums (z. B. in der Hauptstadt) begründet war.³⁷ Überhaupt tendierte die deutsche Gedenksymbolik, anders als die französische, die z. B. auch das Leid der Hinterbliebenen in das Skulpturenprogramm der Kriegerdenkmäler einbezog, stark dazu, die Kriegsniederlage in einen Opfergang umzustilisieren, der nachfolgenden Generationen als ein fortzuführender historischer Auftrag erscheinen sollte. Der Krieg kam demgemäß im deutschen Totengedenken nicht wirklich zu einem symbolischen Ende, ebenso wenig wie die Niederlage selbst breitere Akzeptanz in der politischen Kultur der Weimarer Republik gefunden hätte.³⁸

Die deutsche Erfahrung der Kontinuität des „Zeitalters der Weltkriege“ ist auch deshalb im internationalen Vergleich zu relativieren, weil französische, britische und amerikanische Deutungen aus der Position der Sieger – wenigstens zunächst – stärker darauf abhoben, den Ersten Weltkrieg als welthistorische Zäsur zu begreifen, als einen *war to end all wars*, wie die britische und amerikanische Propaganda während des Krieges optimistisch in Aussicht gestellt hatte. Die Tatsache, dass in der Zwischenkriegszeit eine solche Deutung in Deutschland niemals mehrheitsfähig werden konnte, gehört nicht nur zur tragischen Geschichte der westlichen Politik des „Appeasement“, sondern zu derjenigen des 20. Jahrhunderts überhaupt. Eine historische Deutung, die den Ersten Weltkrieg als gleichsam „verhängnisvollen“ Ausgangspunkt eines „Dreißigjährigen Krieges“ begreift, schreibt – unter freilich umgekehrten normativen Vorzeichen – die spezifisch deutsche Unfähigkeit großer Teile der Gesellschaft fort, das Kriegsende von 1918/19 zu akzeptieren.

37 Dazu Benjamin Ziemann, Die Deutsche Nation und ihr zentraler Erinnerungsort. Das „Nationaldenkmal für die Gefallenen im Weltkrieg“ und die Idee des „Unbekannten Soldaten“ 1918–1935, in: H. Berding u. a. (ebd.), S. 67–91.

38 Zur Dolchstoßlegende jetzt Boris Barth, Dolchstoßlegende und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914–1933, Düsseldorf 2003; allgemein in vergleichender Perspektive Jost Dülffer/Gerd Krumeich (Hrsg.), Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918, Essen 2002.

Fazit

Der Erste Weltkrieg forderte die Erfahrungswelten der Zeitgenossen zum ersten Mal massenhaft durch die Konsequenzen jener politischen und kulturellen Transformationen und Radikalisierungen heraus, deren Traditionen weit in das 19. Jahrhundert zurückreichen. Die verbreitete kollektive Zäsurerfahrung leitete sich dabei nicht so sehr aus einem epochalen Bruch seit 1914, sondern vielmehr aus der Tatsache her, dass die imperiale Aggressivität der europäischen Moderne zum ersten Mal von der geographischen und sozialen Peripherie in das bürgerliche europäische Zentrum zurückschlug und sich dabei ohne zu zögern und mit äußerster Konsequenz aller Instrumente und Methoden der industriellen Moderne bediente.

Insofern erscheint es sinnvoll, den Ersten Weltkrieg in die Kontinuität des „langen 19. Jahrhunderts“ einzuordnen, so wie es die Gesamtdarstellungen Thomas Nipperdeys und Volker Ullrichs bereits getan haben.³⁹ Der Erste Weltkrieg lässt sich am besten verstehen und interpretieren, wenn er als integraler Bestandteil der Geschichte des deutschen Kaiserreichs und der Vorkriegsgeschichte der anderen kriegführenden Gesellschaften verstanden wird, als Kulminationspunkt und Katalysator der Aggressions- und Vernichtungspotenziale des wissenschaftlich-technischen Zeitalters der Hochindustrialisierung, das auf den Schlachtfeldern von 1914 bis 1918 zu sich selber fand. Als „Urkatastrophe“ erscheint der Erste Weltkrieg vorzugsweise dann, wenn die Periodisierung der Darstellung auf den spektakulären Moment des Kriegsausbruchs 1914 verlegt wird, wenn sich zudem die historische Perspektive auf die deutsche Geschichte verengt oder die Weltgeschichte gar auf das Kriegstrauma des Meldegängers Adolf Hitler in den Schützengräben der Westfront zusammenschumpft.

Eine differenzierte Deutung und Periodisierung wird demgegenüber auf die engen Verbindungen des Ersten Weltkriegs mit längerfristigen Tendenzen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts hinweisen. Der Krieg soll in seiner historischen Bedeutung damit nicht niedriger bewertet werden. Erst als Chiffre der zeitgenössischen „Krise der klassischen Moderne“ (D. Peukert) erlangt er seine zutreffende Würdigung.

39 Vgl. Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918. 2 Bde., München 1990–1992; Volker Ullrich, Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs, Frankfurt/M. 1997, der dem Ersten Weltkrieg ein Drittel der Darstellung widmet.

Gerhard Hirschfeld

Dr. phil., geb. 1946; Honorarprofessor am Historischen Institut der Universität Stuttgart; Leiter und Direktor der Bibliothek für Zeitgeschichte (BfZ) in der Württembergischen Landesbibliothek, Stuttgart; Mitglied des Forschungsbeirats des Historial de la Grande Guerre, Péronne/Frankreich.

Anschrift: BfZ in der Württembergischen Landesbibliothek, Konrad-Adenauer-Straße 8, 70173 Stuttgart.

E-Mail: hirschfeld@wlb-stuttgart.de

Veröffentlichungen u. a.: (Hrsg. zus. mit Gerd Krumeich und Irina Renz) „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch . . .“ Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993; (Hrsg. zus. mit Gerd Krumeich, Dieter Langewiesche und Hans-Peter Ullmann) Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997; (Hrsg. zus. mit Gerd Krumeich und Irina Renz) Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2004².

Mark Connelly

Dr. phil., geb. 1970; Senior Lecturer in British History und Director of Graduate Studies, Rutherford College, University of Kent, Canterbury, England/UK.

Adresse: School of History, Rutherford College, University of Kent, Canterbury, Kent CT2 7NX, England/UK.

E-Mail: M.L.Connelly@ukc.ac.uk

Veröffentlichungen u. a.: Christmas: a Social History, London 1999; The Great War. Memory and Ritual, London 2001; Reaching for the Stars: a new interpretation of Bomber Command in the Second World War, London 2001; Britain and the Memory of the Second World War (i. E.).

Laurence van Ypersele

Dr. phil., geb. 1966; Professor für Geschichte am Collège Erasme, Katholische Universität Louvain/Leuven (UCL), Belgien.

Adresse: 49 avenue Emile Max, 1030 Bruxelles/Brüssel, Belgien.

E-Mail: vanyperselle@cont.ucl.ac.be

Veröffentlichungen u. a.: Le Roi Albert. Histoire d'un mythe, Ottignies-Louvain-la-Neuve 1995; Une Impératrice dans la nuit. Correspondance inédite de Charlotte de Belgique, Ottignies-Louvain-la-Neuve 1995.

Aribert Reimann

Dr. phil., geb. 1969; wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der Universität zu Köln.

Anschrift: Historisches Seminar der Universität zu Köln, Albertus-Magnus-Platz, 50923 Köln.

E-Mail: aribert.reimann@uni-koeln.de

Veröffentlichungen u. a.: Der große Krieg der Sprachen. Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs, Essen 2000; (zus. mit Nikolaus Buschmann) Die Konstruktion historischer Erfahrung. Neue Wege zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges, in: Nikolaus Buschmann/Horst Carl (Hrsg.), Die Erfahrung des Krieges. Von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg. Perspektiven einer Erfahrungsgeschichte, Paderborn 2001.

Nächste Ausgabe

Helga Zeiher *Essay*
Zeitbilanzen

Karlheinz A. Geißler
Grenzenlose Zeiten

Christel Eckart
Zeit für Privatheit. Bedingungen einer demokratischen Zeitpolitik

Claudia Pini
Wo bleibt die Zeit?
*Die Zeitbudgeterhebung 2001/02
des Statistischen Bundesamts*

Vera Hewener
Geschlechtsspezifische Unterschiede im Umgang mit der Zeit

Ludwig Heuwinkel
Zeitprobleme in der Beschleunigungsgesellschaft

Gerhard Hirschfeld

Der Erste Weltkrieg in der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29–30/2004, S. 3–12

■ Anfang August 2004 jährt sich der Beginn des Ersten Weltkriegs zum neunzigsten Mal. Das historische Interesse an der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) ist unverändert groß. Neue oder wieder aufgelegte Bücher, Zeitungsartikel und Magazinserien, Ausstellungen und Fernsehdokumentationen sowie eine steigende Zahl von Internetadressen deuten darauf hin, dass für Historiker, Journalisten, Ausstellungs- und Medienmacher die Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg noch lange nicht abgeschlossen ist.

Für die deutschen Historiker hatte der Erste Weltkrieg nie seine zentrale Rolle in der modernen deutschen und europäischen Geschichte verloren. Die hier skizzierten Ansätze einer internationalen Alltags-, Mentalitäts- und Erinnerungsgeschichte gestatten es, sich auch um eher traditionelle Themen und historische Felder zu bemühen und diese mit aktuellen historiographischen Konzepten zu verbinden. Eine interdisziplinär forschende Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs bietet hierzu die besten Voraussetzungen.

Mark Connelly

„Never Such Innocence Again“.

Großbritannien und das Jahr 1914

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29–30/2004, S. 13–20

■ Die britischen Wahrnehmungen des Jahres 1914 sind geteilt. Auf der einen Seite stehen die Historiker, welche, mit nur wenigen Ausnahmen, die komplexe Situation betonen, in der sich Großbritannien im August 1914 befand, und vor allzu einfachen Interpretationen der Auswirkungen des Krieges auf die Nation warnen. Auf der anderen Seite gibt es die Mythen der Populärkultur. Noch während des Krieges begann sich eine Vorstellung von 1914 als Katastrophe zu verbreiten, die eine ganze Generation und eine Zivilisation zerstört habe. Für die meisten Briten bleibt die bürgerliche Vorkriegswelt bis zum heutigen Tag im Wesentlichen „the land of lost content“.

Laurence van Ypersele

Belgien im „Grande Guerre“

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29–30/2004, S. 21–29

■ Zwischen 1914 und 1918 haben die Belgier drei Erfahrungen gemacht: an der Front (die Dörfer jenseits der Yser im Nordwesten bildeten kein wirkliches Hinterland), unter der Besetzung (was die Massaker an Zivilisten einschließt) und im Exil (davon war immerhin etwa eine halbe der rund sieben Millionen Belgier betroffen). Noch vor Kriegsende wurde das „heroische“ Belgien in Gestalt des Frontkämpfers und das Martyrium des Landes in Gestalt der Zivilisten in den besetzten Gebieten glorifiziert. Den idealisierten Darstellungen steht die erlebte Wirklichkeit gegenüber: die unerhörte Gewalt, die Misshandlungen, der Schrecken der Schützengräben, die Massaker an Zivilisten im August 1914 und die beinahe vollständige Zerstörung der meisten Städte, die Deportation von Zivilisten im Oktober und November 1916, das tägliche Elend und die systematischen Plünderungen in einem besetzten Land.

Aribert Reimann

Der Erste Weltkrieg

– Urkatastrophe oder Katalysator?

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29–30/2004, S. 30–38

■ Der Erste Weltkrieg forderte die Erfahrungswelten der Zeitgenossen zum ersten Mal massenhaft durch die Konsequenzen jener politischen und kulturellen Transformationen und Radikalisierungen heraus, deren Traditionen weit in das 19. Jahrhundert zurückreichen. Insofern erscheint es sinnvoll, den Ersten Weltkrieg in die Kontinuität des „langen 19. Jahrhunderts“ einzuordnen. Als „Urkatastrophe“ erscheint der Erste Weltkrieg vorzugsweise dann, wenn die Periodisierung der Darstellung auf den oberflächlich spektakulären Moment des Kriegsausbruchs 1914 verlegt wird oder wenn sich die historische Perspektive auf die deutsche Geschichte verengt. Eine differenzierte Deutung und Periodisierung wird demgegenüber auf die engen Verbindungen des Ersten Weltkriegs mit längerfristigen Tendenzen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts hinweisen. Der Krieg soll in seiner historischen Bedeutung damit nicht niedriger bewertet werden. Erst als Chiffre der zeitgenössischen „Krise der klassischen Moderne“ erlangt er seine zutreffende Würdigung.